

# Sonntags-Post.

Blätter zur Unterhaltung am häuslichen Herde.

Verlag von C. Weineck in Dresden. — Redacteur: Otto Freitag in Dresden.

Erscheint in Wochennummern von 2 Bogen zum Preise von 10 Pfennigen.

## Der Karlsberg.

Ein kultur-geschichtlicher Roman in vier Abtheilungen von Ernst Pasqué.

(Fortsetzung.)

Zwei Thürmchen, schlank wie Säulen, heben sich hoch in die Luft; sie sind mehrfach mit kleinen Gallerieen umgeben und auf den runden Kuppeln spiegeln sich silberne Halbmonde in dem bleichen Mondenschein. Es ist in der That eine kleine türkische Moschee in ihrer ganzen phantastischen Farbenpracht. Ein Stück Orient erschleicht sich Destner, der endlich den ziemlich großen, freien Platz betreten. Zwischen den blühenden, stark duftenden Gebüschen, tropischen Pflanzen und Blumen, welche die Lichtung einfassen, lugen kleine Zelte in verschiedener Form und von bunten, türkischen Stoffen gebildet, hervor, und in der Mitte des Platzes, der Moschee gegenüber, erhebt sich ein größeres Zelt, mit einem Dach versehen, dessen Außenwände ganz von roth- und weißgestreifter Seide sind, die im Mondenschein hell erglänzt und schillert gleich wie die silbernen Halbmonde, welche die beiden Endspitzen des Daches zieren. Es ist der Haupt- und Mittelpunkt der Karlslust und der zahlreichen Zigeunerkolonie, die den Park mit den Thieren der verschiedensten Zonen bevölkert. In den kleinen, bunten Zelten wohnen die jüngsten und schönsten Mädchen des Stammes und unter dem roth- und weißgestreiften Seidendach thront die Königin der gesammten braunen Horde, Zana, die jahrelang auch die eigentliche Beherrscherin des ganzen Karlsbergs und seines fürstlichen Gebietes gewesen. Auf das große Zelt schreitet Destner zu, ohne Zögern schlägt er die Vorhänge, welche den Eingang decken, auseinander und tritt ein.

Der innere Raum, mehrfach durch Draperien getheilt, ist von einem Halbdunkel erfüllt, das seine Ausstattung um so phantastischer und geheimnißvoller erscheinen läßt. Doch durch den Eingang dringt das helle Mondeslicht, und auch

das Auge gewöhnt sich bald an die matte Helle, um Alles, was sich ihm bietet, erkennen zu können.

Die beiden Langseiten dieses vorderen Zeltraumes zeigen zwei breite, niedere Divans, mit bunten, türkischen Stoffen überzogen, gleich denen, womit Wände, Decke und Fußboden behängt und belegt sind. Auf einem kleinen, dreibeinigen Tischchen brennt eine Lampe, doch so schwach, daß ihr kohlendendes Licht kaum in nächster Nähe irgend eine Helle verbreitet. Wie ein rother Funken glüht es aus seiner dunklen Ecke hervor. Doch jetzt, beim Eintritt Destner's, blißen zwei andere Funken von dem Divan auf. Es sind die Augen einer Frau, die dort geschlafen, jäh erwacht ist, sich aufgerichtet hat und nun den fremden nächtlichen Besuch überrascht, doch ohne Furcht, anschaut.

„Zana!“ ruft Destner und das Weib hat an dem Ton der Stimme den Mann erkannt, der so unerwartet bei ihr eingetreten. Schon gleitet sie von dem Divan herab, schlüpft zu der Lampe hin, die nach einer kurzen Manipulation plötzlich aufflackert und nun die Scene hell beleuchtet.

Es ist Zana, das Zigeunerweib, doch nicht mehr das schöne, denn die Zeit, die vierzehn Jahre, welche verfloßen sind, seit wir sie in ihrer üppigen Blüthe gesehen, haben ihren Reiz unbarmherzig in Häßlichkeit verwandelt. Nur das Auge hat sein Feuer behalten, wenn es auch nicht mehr, wie früher, in sinnlicher Gluth, sondern wie das eines fagenartigen Raubthieres leuchtet. Doch auch die Stimme ist dieselbe mächtige geblieben, denn voll und tief klingt das, was sie sagt, wie auch der Ausdruck der wenigen Worte beweist, daß ihr Selbstbewußtsein, ihre Energie und wohl auch ihre Klugheit sich nicht allein gleich geblieben, sondern eine

Steigerung erfahren haben. Ob ihr Haßsen und Lieben noch immer dasselbe ist? Wer weiß es! und ob das Herz des Weibes überhaupt noch irgend eine Liebe hegt, nicht allein nur dem Haß geweiht ist.

„Du bist es, Destner,“ sagte Jana langsam, ihre Ueberraschung und wohl auch ihre Freude über das unerwartete, doch wohl willkommene Erscheinen ihres ehemaligen Geliebten und Genossen geschickt verbergend. „Bist lange von mir weggeblieben, und dachte ich schon, auch Du hättest mich, die Gestürzte, Aufgegebene, über dem neuen Gestirn an Eurem erbärmlichen Hofhimmel, der schalen, bleichen Frage, der Eisebeck, die Satan verdammen möge, vergessen.“

„Wenn Dich eine schlechte Nachricht über Deine Nachfolgerin in bessere Laune zu versetzen vermag, mein brauner Schatz,“ entgegnete Destner mit cynischem Lachen, „so will ich sie Dir als Willkomm bieten. Die Eisebeck hat ausregiert, wenn sie auch heute noch in ihren Appartements den Herzog und seine ganze hündische Hofklique zu ihren Füßen sieht.“

Jana wollte ausschreien, doch besann sie sich wohl noch zur rechten Zeit — oder mochte sie die Nachricht nicht für bedeutsam genug halten, um einen Freudenruf darüber auszustößen. Sie blieb ruhig und sagte gleichgiltig:

„Was nützt es uns?! Ist es die Eisebeck nicht, ist es eine Andere — aber Keine der Unseren, oder über die wir irgend einen Einfluß ausüben können.“

„Wer weiß?“

„Unser Zeit ist vorüber, Destner, vorbei! — vielleicht auch mein Wünschen und Streben. Wie es mit Dir steht, was Du denkst und hoffest — kümmert mich nicht mehr.“

„Was war, soll wiederkehren!“

„Lüge! Denn Du hast nichts verloren, bist noch immer der allmächtige, sündige Rathgeber Deines Dir würdigen Herrn.“

„Dir, Jana, soll es wiederkehren.“

Die Zigeunerin zuckte die Achsel.

„Was ich nicht vermochte,“ sagte sie verächtlich, „Du wirst es nimmer zu Wege bringen. Und dann, lohnt es sich der Mühe, zurückzurufen, was vergangen ist? Blick um Dich, und Du wirst mir Recht geben müssen. Ich habe meine Zeit gehabt und sie, bei Schahnamet und allen ihren Teufeln, zu benutzen gewußt! Hei! wie haben die Hunde geblutet unter der Peitsche ihres Treibers, als die unsinnigen Paläste dort auf der öden Höhe erbaut wurden, und wie haben sie für diese Lust, die Blut und Schweiß ihnen gekostet, noch zahlen müssen! Den letzten Heller, die Kuh aus dem Stalle, das Bett aus der Kammer, das Hemd vom Leibe mußten sie hergeben, um die Millionen zusammenzubringen, welche die riesigen Bauten verschlungen. Doch das war nicht Alles, was ich dem hündischen Volke gewünscht, auch die Schande, in der wir uns wälzten, mußten sie kosten. Ich erfand die prächtigen Jagden, wo die hübschen Weiber und Töchter der Elenden die Treiber, dann das Wild machen mußten. Haha! nun hatte die Bande doch nichts mehr voraus vor uns. Das waren meine schönsten Zeiten, ich befriedigte meinen Haß, meine Lust, und meine Geißeliebe stachelten zugleich die Masse auf gegen Diejenigen, die ich nun haße und verderben will. Sie fühlen endlich ihr

Elend und ihre Schande und sind vorbereitet zu dem, was da kommen muß — kommen wird.“

Destner, der die letzten, räthselhaften und gewiß inhaltsschweren Worte der Zigeunerin nicht begriff, sie nur für einen ungewöhnlichen Ausdruck ihres verhaltenen Grimmes nehmen mochte, dafür aber um so lebhafter sich der vergangenen Jahre, des Anfangs ihrer beiderseitigen Glückszeit erinnerte, sagte sinrend:

„Allerdings, Jana, hast Du viel gethan und ich habe Dich oft bewundert, wenn Du mir auch manchmal Schrecken einflößtest.“

Jana schaute ihn groß an, sie hatte wohl eine andere Antwort erwartet, doch auch sie kehrte unwillkürlich zu ihrer ersten Gedankenreihe zurück und fuhr fort:

„O, ich habe noch mehr — viel mehr gethan! Ich will es Dir an den Fingern her erzählen und dann wollen wir die Summe ziehen. Als ich fühlte, daß ich den Mann, von dem unser Aller Geschick abhing, der nur allein vermochte, meinem Willen und Wünschen Gestalt zu geben — daß ich nicht mehr im Stande sei, ihn vollständig zu fesseln, da machte ich es — wie kluge Weiber es vor mir gemacht. Die schönsten und jüngsten Mädchen unseres Stammes versammelte ich um mich — in den sahl gewordenen Zelten ringsum altern sie jetzt und fluchen ihm! — und Länze mußten sie ihm aufführen, die sein Auge blendeten, sein Blut zum Sieden brachten und — ihn mir abermals als gebunden an Händen und Füßen für Jahre überlieferte. Doch auch diese Zeit ging vorüber; was ihn entzückt, zum Himmel gehoben, den Unerfättlichen, es ekelte nun ihn an. Da erfann ich ein anderes Mittel — es war meine letzte That, mußte die letzte sein! — ich war zu kurzichtig, die Folgen vorauszu sehen. Von den Meinigen suchte ich die schönsten und klügsten Dirnen aus und gab sie ihm als Spielzeug — als eine Amazonengarde mit in sein Schloß. Das wirkte — anfänglich! In prunkenden Kostümen begleiteten sie ihn auf seinen Spazierfahrten, den Jagden, doch bald genug wurde er auch dieser Puppen überdrüssig, und Andere nahmen meine Idee auf, brachten Abwechslung in das leichte, hübsche Spiel und ich — hatte es aus der Hand verloren. Es war meine Schuld!“

„Haha! ganz richtig! Der Herr Intendant der menus plaisirs war selig, als er den Gedanken ausgeheckt, Deine Amazonen in Husaren umzuwandeln. Es machte ungeheures Glück und alles Andere war dann die natürliche Folge. Tag und Nacht arbeiteten die vielen Theaterschneiderinnen, die man eigens von Paris hatte kommen lassen, um der weiblichen Leibgarde alle möglichen und unmöglichen Kostüme anzufertigen. Als Pagen laufen sie im Schlosse umher und bedienen bei der Tafel; Bacchantinnen sind sie an den Bacchus geweihten Tagen; als Schäferinnen beleben sie die Feste im Freien und als wirkliche Ballerinen und Sängerinnen produzierten sie sich auf dem Theater. Die Idee war vortrefflich, macht Dir alle Ehre, Jana, doch die Ausbeutung ist es nicht minder, und glaube auch ich dabei ein Anrecht auf Anerkennung zu haben.“

„Weiß es, Destner! Du warst wohl auch der Gescheidte, der für die Vielseitigen den Titel: „illos d'honneur“ erfand, der zu einem schützenden Mantel wurde, unter den sich

halb — ja recht halb auch Dirnen jener anderen, weißen Race flüchteten, sogar Abkömmlinge des hohen Adels, haha! so daß unser Stamm in den Reihen der Schönen bald ausgestorben sein wird. — Auch gut! ich überlasse Jenen gerne solche schandbare Ehren.“

„Es nützte leider nicht viel!“

„Auch diese Spielerei allein fesselte den Mann, der von Allem gekostet, dessen Bier unersättlich geblieben, nicht lange, und nun will es eine Eisebeck versuchen, ihn zu fesseln?! Thorheit!“

„Es ist vorbei mit ihr.“

„Und was wollt Ihr an die Stelle setzen?“

„Unsere Kreaturen und unsere Macht! Doch davon später, Jana, zuerst eine Frage.“

„Halt' da!“ rief die Zigeunerin plötzlich mit einem neuen Aufblitzen ihrer Augen und wildenergischer Betonung. „Noch sind wir mit unserer Abrechnung nicht zu Ende, wir wollen sie schließen und dann sehen, ob es sich der Mühe lohnt, noch einmal von vorne anzufangen. Dann kannst Du fragen.“

„So sprich, und entledige Dich allen Grolls, der sich in Deinem Herzen angehäuft hat, ich will in Rücksicht auf die Antwort, welche ich von Dir erwarte, Dein geduldiger Zuhörer sein.“

„Es kann Dir nicht schaden, auch einmal ein Wort der Wahrheit zu hören, denn Du taumelst doch nur blindlings in diesem verfluchten Kreise umher, und trotz Deiner hohen Stellung ist der Boden, in dem Du wurzelst, ein morscher, verfaulter, der eines Tages plötzlich unter Deinen Füßen verschwinden kann und Dich unfehlbar in einen Abgrund stürzen wird, aus dem es keine Wiederkehr mehr giebt!“

„Unglücksrabe!“ brauste Destner auf.

„Haha! das gefällt Dir nicht, mein schlauer Genosse einstiger Freuden! Doch Du sollst um Dich schauen, mit mir Dir sagen, was wir denn für all' unser Mühen, für all' die Schande, welche wir auf uns geladen, erreicht haben, Du, wie wir! Unser Theil ist bald herausgefunden und zusammengesharrt, haha! er ist erbärmlich genug, brauchst nur um Dich zu blicken! Verblichene Fegen, entehrte Leiber! Meinem Volke gedachte ich eine Heimath zu geben — ich hab's freilich erreicht, denn hier in dem üppigen Park, da wohnen ihrer viele Hunderte: wer herbeizog, war willkommen, er fand seinen Platz, wenn er sich auch zu einer elenden Mummerei hergeben mußte. Indier und Lappen, Türken und Beduinen, Polacken und wilde Rothhäute mußten sie spielen, sich in bunte Theaterfegen maskiren oder die nackten Leiber mit Farben ägen lassen, in Hütten, Zelten, Erdlöchern wohnen, ihr tägliches Brod mit wilden Bestien theilen und, so oft es dem Herrn des Orts beliebte, in ihrem erborgten, unnatürlichen und lügnerrischen Putz sich zeigen, die Steine der Straße küssen, auf welcher er daherzog. Doch auch dieser Spielerei wurde er überdrüssig, die bunten Lappen wurden zu ekelhaften Fegen; für die Thiere wurde gesorgt, für die Elenden nicht, und wollten sie nicht verhungern, so mußten sie wieder stehlen — wie vor dem. Das alte Leid war wieder da, doch auch das alte Leben, die Freiheit — der alte Haß! Das habe ich, das haben die Meinigen erreicht. Ein Kreislauf war es, der nur zu rasch zurückgelegt wurde,

und bei dem Anfang sind wir wieder angelangt — doch mit anderem Denken und Fühlen, anderem Hassen und Lieben und besonders — anderem Hoffen! Doch hier rufe ich Dir das Wort zu, welches Du soeben gesprochen: davon später! — wenn es überhaupt dazu kommen sollte.“

„Bist Du endlich fertig?“ Klang es mit zorniger Ungebuld als Antwort auf diese lange Rede, die Destner nicht im Mindesten interessiert haben mochte, hatte sie ihm doch im Grunde keine ihm unbekannt gebliebene Thatsache enthüllt — an Anderes dachte er nicht.

„Mit unseren erbärmlichen Errungenschaften, ja!“ erwiderte Jana trotzig, „mit den Deinigen werde ich rasch zu Ende kommen, denn sie sind in wenigen Worten dargelegt. Mein Schicksal wird — muß das Deinige sein, wenn es auch längerer Zeit bedarf, bis es Dich erreicht, Du bist eben kein Weib. Doch auch Dich wird ein Anderer ersetzen und, weil Du so hoch gestiegen bist, wirst Du auch um so tiefer fallen müssen. Dann magst Du uns beneiden, denn nichts — nichts wird Dir geblieben sein, während wir einen neuen Halt gefunden haben, einem Ziele zustreben, das reichlichen Ersatz bieten wird für Alles, was wir erduldet an Qualen und Schande! — Ich habe gesprochen, jetzt frage! Denn doch nur wegen dieser Frage bist Du heimlich in der Nacht zu mir gekommen.“

Destner athmete hörbar auf. Noch einen Augenblick rang er nach Fassung, dann fragte er plötzlich und in barschem Ton:

„Was ist aus unserm Kinde geworden?“

„Hanoscha?!“ schrie die Zigeunerin mit gellender Stimme auf. Zugleich war sie von dem Divan emporgesprungen, auf dem sie bis jetzt gekauert, und mit verzerrten Zügen, flammenden Blicken starrte sie Destner an, der wohl einen solchen Anfall vorausgesehen hatte, und ruhig, unbeweglich blieb.

Die Frage war so unerwartet gekommen, der Name ihres Kindes so unvorbereitet an das Ohr der Zigeunerin gedrungen, daß eine gewaltsame Erschütterung ihres ganzen Seins unvermeidlich gewesen. Seit jenem Abend in den Ruinen der alten Abtei, vor nun vierzehn Jahren, hatte sie vielleicht nicht ein einziges Mal mehr an das Kind gedacht, wohl nie seinen Namen genannt, noch gehört, und nun wurde sie so plötzlich daran erinnert. Die Wirkung war eine furchtbare, doch auch nur eine augenblickliche, wie es schien: das starke Weib fand sich wohl nur überrascht und erlangte bald ihre Herrschaft über sich selbst wieder. Ihre Züge wurden nach und nach ruhiger, das Auge, dessen Feuer sich dämpfte, endlich zu erlöschen schien, senkte sich und, während die erhobenen Arme an ihrem Oberkörper niederglitten und sie sich langsam wieder nach ihrem früheren Sitz hin bewegte, wiederholte sie nochmals den Namen, doch jetzt in kaltem, fast ausdruckslosem Ton:

„Hanoscha?! — — Hanoscha ist todt.“

„Bist Du dessen gewiß, Jana?“ rief Destner rasch und mit nicht geringer Spannung.

„Hanoscha ist todt — wie ich gesagt. Doch was kümmert's Dich? Hast ja sonst nie nach dem Kinde gefragt!“

„Wann starb sie? Ich muß es wissen!“

„Vor — vierzehn Jahren, an dem Tage, da — Er zum ersten Mal Einklehr bei mir hielt.“

„Ah! ich verstehe! Da war das Kind im Wege! — Doch wer bürgt mir dafür, daß es — wirklich todt und nicht mehr am Leben ist?“

„Die Mutter Uscha — brachte mir die Nachricht.“

„Und bist Du gewiß, daß die alte Hege Dich nicht belogen?“

„Ein Jahr nachher starb sie — wir hausten schon hier im Walde. Dort auf dem Divan lag sie und röchelte. Da ging ich auf die Sterbende zu, legte ihr die Hand auf die Stirne, dann auf das Herz und fragte sie: „Was hast Du mit meinem Kinde gemacht?“ Da schlug die Alte noch einmal die Augen auf, ihr Mund verzerrte sich zu einem gräßlichen Lächeln und, fichernd, mit Tönen, die mich schauern machten, stammelte sie: „Hanoscha ist — todt! — todt! — Du wirst sie nimmer wiedersehen!“ — Dann war auch sie gestorben — wie das Kind, und bei ihm!“

Destner sprach nicht mehr — er war jetzt wohl überzeugt. Noch einige Augenblicke blieb er auf dem Polster sitzen, worauf er sich niedergelassen, dann erhob er sich und schritt auf den Ausgang des Zeltes zu.

„Du gehst?“ rief Jana, sich halb aufrichtend, ihm nach.

„Meine Frage hast Du beantwortet, ich habe hier nichts mehr zu thun,“ entgegnete Destner kalt, dann verließ er das Zelt.

„Hanoscha! —“ hauchte die Zigeunerin noch wie in tiefem Sinnen und mit einem Athemzug, der einem wehen Seufzer gleich klang, „wenn mein Kind noch lebte!! — —“ Dann sank sie auf das Lager zurück, die Arme über der Brust gekreuzt und das Haupt gesenkt.

Draußen murmelte Destner mit einem höhniſchen Lächeln, indem er den Rückweg aus dem noch immer vom Monde hell beschienenen Park antrat:

„Ich war ein Narr — ein doppelter! Hanoscha ist todt und das Mädchen die Tochter des alten Dämmers. — Ähnlichkeiten finden sich ja überall! Haha! Die kluge Jana ist eine Närrin geworden, was sie mir prophezeit, habe ich mir schon längst selbst gesagt und auch dafür gesagt, daß, wenn es eintritt — wenn ein Anderer mich ersetzt, ich nicht mit leerem Säckel davonzuziehen brauche! — Hätte mir den Gang und die lange Predigt sparen können, denn es war ein Unsinn, zu glauben, daß Sie mir noch in meinem Vorhaben behilflich sein könnte. Ich will es allein zu Wege bringen und durchführen.“

#### Fünftes Kapitel.

### Vor und nach der Parade.

Die nächtlichen Schatten waren mit dem bleichen, geheimnißvollen Lichte des Mondes verschwunden und hinter den bewaldeten Klippen des Karlsbergs stieg die Sonne in ihrer rothgoldenen Pracht empor, den neuen Tag den Menschen bringend. Doch wenn in ihrem belebenden Strahl auch die Natur ringsum erwachte, die Kronen der Bäume des Waldes, leise säuselnd, zu athmen schienen, die Blumen und Blüthen ihre Kelche erschlossen, die Gräser sich leise schüttelten, daß der Thau, der sie erquickt, wie zahllose Diamanten in dem goldenen Scheine

funkelte, wenn auch die Thiere des Waldes ihren Ruf ertönen ließen, einem Gruße gleich, dem neuen Leben dargebracht, die Vögel im Busch und Zweigen, im Aehrenfelde ihre Lieder zu singen begannen — die Menschen, für welche der junge Tag all seine Herrlichkeiten entfaltet, schienen seiner nicht zu achten und die Ruhe ihm vorzuziehen. Die Paläste auf dem Berge blieben stumm und still, wenn auch die Sonne sie mit ihren erwärmenden Strahlen grüßend küßte und ihnen zugleich einen Glanz verlieh, der sie noch stolzer und prächtiger machte, als sie es im Grunde schon waren.

Es war in der That ein herrliches, staunenswerthes Werk, das Menschenhände, von dem despotischen Willen eines Einzelnen geleitet, dort auf dem ehemals so öden Bergrücken errichtet hatten, ein Werk der Pracht, doch auch der Trauer, denn Millionen hatte es verschlungen, den Unterthanen des armen, kleinen Ländchens abgepreßt, und Thränen fließen lassen, die zu Flecken geworden, die ihm unvertilgbar anhafteten; zahllose Unglückliche hatte es gemacht, die es verflucht — und deren Fluch sich wohl auch an dem stolzen Bau erfüllen wird.

Gleich nach seinem Regierungsantritt im Jahre 1775 ließ Herzog Karl die neue Residenz beginnen, auf der Stelle, die ihm das verführerische Weib, welches sein böser Engel ihm an die Seite geführt, zum Hohne seiner armen Unterthanen bezeichnet. Ein Bau sollte es werden, wie kein zweiter sich weit und breit in den deutschen Landen erhob, und nur zu gut wußte der finstere Fürst seinen Willen durchzuführen. Rasch mußten die Arbeiten vollendet werden, denn mit den Bewohnern der bisherigen Residenz Zweibrücken lag der Herzog im Streit, sie setzten seinem eisernen Willen den ihrigen entgegen, und der Wegzug des Hofes sollte den Zweibrückern die empfindlichste Strafe sein. Dem zweitgrößeren Städtchen des Landes, Homburg, wurde die Ehre, wenn auch just nicht die neue Residenz zu werden, doch gleichsam zu derselben zu gehören. Eine neue, schnurgerade Straße wurde angelegt, welche von Homburg auf den Berg und zu den Schlössern führte, denen der Herzog seinen eigenen Namen gegeben und sie „Karlsberg“ genannt hatte. Wenn auch zur Zeit nur Bäume die Straße säumten, so sollte sie doch zwei Häuserreihen erhalten, die bestimmt waren, die neue herzogliche Residenz mit dem Städtchen Homburg zu verbinden, wenn die Entfernung auch weit über eine halbe Stunde betrug. Doch die Ausführung dieser wahnsinnigen Idee wurde aufgeschoben — um später gänzlich zu unterbleiben. Die Häuser sollten gebaut, dann verlooßt, die Beamten und auch Bürger gezwungen werden, solche Loose zu kaufen. So wurde von einem früheren Herzog in Zweibrücken die Vorstadt nach Ernstweiler zu gebaut. Für Homburg blieb es jedoch nur bei dem Projekt. (Wenn ich nicht irre, wurde nur ein einziges dieser Häuser gebaut, das heute noch steht und das „Lotteriehauſ“ heißt. Es ist das letzte Haus Homburgs nach dem Karlsberg zu, die Kragsteine, welche aus seiner Giebelmauer hervorragen, zeigen deutlich, daß es im Plane lag, weiter die Straße entlang zu bauen.) Dafür aber wurde die neue Residenz in überraschend kurzer Zeit hergestellt. Tausende von Händen mühten sich dabei ab, schleppten das Material herbei, zu dessen Gewinnung wohl ein ganzer Berg hatte gesprengt und abgetragen werden müssen; Tausende erferten

ihre Kraft und Gesundheit an dem riesigen Werk, zu dessen Kosten die Bevölkerung des ganzen Ländchens beitragen mußte. Kein Bitten, kein Murren, keine Vorstellung halfen, arbeiten und zahlen mußten die armen Zweibrücker, und der Karlsberg, ein Wunder in seiner Art, wurde fertig.

150,000 Einwohner zählte das Zweibrücker Land, die etwa 800,000 Gulden in die herzoglichen Kassen zahlten — 14 Millionen hatte der Karlsberg gekostet, und in nicht ganz vier Jahren waren sie beigetrieben worden!

Die neue Residenz nahm die ganze Länge des Bergrückens ein. Wohl über eine Viertelstunde weit reihete sich ein schloßartiges Gebäude an das andere und vor ihnen zog sich eine breite, schnurgerade Allee dahin, die sämtliche Gebäude mit einander und mit den Gärten, dem Park und dem Walde verband.

In der Mitte der Bautenreihe erhob sich das Schloß, groß in seinen Verhältnissen, prächtig in seinen Ausschmückungen, aus einem Hauptbau mit zwei Seitenflügeln bestehend. Dem Versailles Königsbau war es nachgebildet, wie denn überhaupt alle Gebäude in dem besseren Rococostyl ausgeführt waren. An seiner linken Seite schlossen sich, gleich groß und reich, von Gärten, Höfen umgeben und getrennt, durch Galerien, Alleen mit einander verbunden, der Kavalleriebau, ein riesiges Viereck, das in seiner Mitte einen großen, freistehenden Pavillon mit einem Prachtfaal enthielt, das Reithaus für Karroussells und ähnliche Belustigungen, die Marställe und Wagenremisen mit reichen Arkadengängen, die in fast unabsehbarer Reihe sich ausdehnten; der Hundezwinger, ebenfalls ein großes, geschlossenes Viereck von Bauten, die von außen ebenso reich verziert, als sie von innen, für die tausend Hunde und eine gleiche Anzahl — Kägen, die ihn bewohnten, prächtig und komfortabel eingerichtet waren. In dem Hofe dieses merkwürdigen Baues befanden sich noch eine eigene — Bäckerei und Schlächtereier für die Hunde und Kägen! Nun kamen die Husaren- und die Grenadier-Kasernen, erstere mit ihren Ställen, letztere mit ihren kleinen Familien-Wohnungen, denn ein großer Theil der langen Grenadiere war verheirathet, sodann die Gebäude für die vielen Schloßhandwerker, die Wagnerei, die Kauf- und Kramläden, Kantinen und endlich das Lazareth. Und alle Bauten, ohne Ausnahme, selbst die mit Arkaden geschmückten Gewölbe der Krämer, waren in den großen Verhältnissen, in dem reichen Styl Ludwig's des Bierzehnten ausgeführt. Rechts reihete sich an das Hauptgebäude, das Residenzschloß, die wahrhaft prachtvolle Orangerie mit einem riesigen Wintergarten, einem großen Theatersaal von mehreren Rängen, einem Wintervogelhause, das allein schon einem prächtigen Schlosse gleich, und die Kaserne der Chevauxlegers, in ihrer Größe für ein Regiment von mindestens tausend Personen und Pferden berechnet. An diese Gebäude schlossen sich die Gärten, endlich die Karlslust, welche wir in vergangener Nacht beim Licht des Mondes flüchtig durchwanderten. Zahlreiche Alleen, welche den vorderen Abhang des Bergrückens nach allen Richtungen in geraden Linien, wie in breiten Windungen durchschnitten und kreuzten, vermittelten die Verbindung zwischen dem Schlosse, den zahlreichen anderen Gebäuden und der Ebene. Fast alle Wege mündeten in der Nähe der großen Allee, welche nach Homburg

führte. Wenn auch wohl ein paar Tausend Menschen auf dem Karlsberg wohnten, so waren dessen Bauten doch nur spärlich bevölkert, so groß und umfangreich waren sie, wie ihr Erbauer sie wohl auch nur für die Einwohnerzahl einer vollständigen Residenz berechnet hatte.

Es muß ein ebenso eigenthümlicher, wie prächtiger Anblick gewesen sein, diese ungeheuere Reihe von Palästen in einer geraden Linie hoch oben auf dem langgestreckten Berge, diese zahllosen, alle gleichmäßig mit Bäumen bepflanzten Alleen, welche nach allen Richtungen hinauf zu den Gebäuden führen, diese wieder einsäumen, umringen; die überall hervorspringenden, prächtigen Anlagen, die Statuen und Vasen, welche aus den Gebüschen, aus Blumenparterren hervorlugen oder sich stolz auf den reichen Balustraden erhoben, welche die Gärten und Schlösser begrenzen; der Berg dort, welcher, einer Landzunge gleich, aus der Höhenreihe vortritt und von unten bis oben, an all seinen Seiten, mit Rosen bepflanzt ist, die ihren herrlichen Duft, fast betäubend, weit in die Runde senden! —

Doch vollständig wurde das Bild erst, wenn die Bewohner des Berges es belebten; wenn die Soldaten in ihren verschiedenen, bunten Uniformen, die Jäger mit ihren Hunden, der Herzog in seiner reichen Equipage, mit seinen Läusern, Mohren und filles d'honneur in ihren costumes du jour erschienen, die Höfe füllten, die Alleen durchzogen und all diese bunte, blendende Pracht sich dann auf dem flachen Lande ausbreitete, es mit ihrem Glanze erfüllte — das arme Zweibrücker Land mit seinen vom Wild zerstörten Aekern, dem elendigen Volke mit den ausgehungerten Leibern, mit den von Scham und Grimm verzerrten Gesichtern!

Und dennoch staunte das gute Volk die Wunder an, welche sein Herzog geschaffen, denn auch dafür wußte der hohe Herr zu sorgen: kein Zweibrücker durfte an der Residenz, dem Karlsberg, vorübergehen, ohne ehrerbietig den Hut zu ziehen, dem Hause seines Herrn die Reuerenz zu machen, wie weiland die Schweizer dem Hute Gefler's.

Es war dies Alles in der That prächtig, bunt und ungeheuerlich, wie ein Märchen, doch auch fast unglaublich wie ein solches — und dennoch wahr!

Noch treffender gestaltete sich dies, wenn der Herzog mit seinen Favoriten die Karlslust durchfuhr oder durchritt und die verschiedenen, improvisirten, fremden Völkerschaften, von den nackten Rothhäuten bis zu den reich und phantastisch gekleideten Türken und Indiern, in ihren Theaterseken vor ihren bunten Wohnungen erschienen, um mit den dort untergebrachten wilden Thieren des ganzen Erdballs dem gestrengen durchlauchtigsten Gebieter zu huldigen, der sich in solchen Augenblicken wohl als Herr der Welt dünken mochte, obgleich er im Grunde doch nichts weiter war, als der Beherrscher einer Handvoll armer, von ihm ausgesogener, ausgehungert Menschen!

Doch nur zu bald wurde hier das Märchen wieder nackte, ekle Wirklichkeit. War der Gebieter vorübergezogen, verschwanden, verwandelten sich all die fremden und wilden Völkerschaften, die Türken und Heiden, in spitzbüßische Zigeuner. In ihren Lumpen stahlen sie sich durch die Umzäunung des Parks und plünderten die Dörfer und Höfe in der Runde in frechster und unverschämtester Weise, ohne daß

das arme, gute Volk etwas gegen diese Schützlinge seines Herrn hätte ausrichten können. Es war ja eben nur dazu da, sich von Allen, von Hohen und Niedrigen, schinden und plagen zu lassen.

Doch genug solcher Betrachtungen, auf dem Karlsberg ist es lebendig geworden, seine Bewohner sind erwacht, und ihrem Thun und Treiben müssen wir folgen.

Die Kram- und Kaufläden, die Kantinen öffnen sich zuerst, dann wird es in den Ställen lebendig, und bald mischt sich das tausendstimmige Geheul der durch den Lärm erwachten Meute in das immer stärker werdende Summen und Brausen der sich hin und her bewegenden Menschen, die zahlreicher, massenhafter in den Höfen der Kasernen, vor den Läden und besonders bei den Schänken erscheinen, in bunten Gruppen, die sich bald weiter bewegen, bald in ihre einzelnen Theile auflösen, um nach allen Richtungen wieder zu zerstreuen. Nun scheint auch das Leben in den Steinmassen des Schlosses zu erwachen. Die Posten werden abgelöst, Thore und Thüren öffnen sich und einzelne Lakaien bewegen sich schlaftrig über den Hof, von einem Seitenflügel zum andern, oder zu dem Hauptbau, wo nun auch an verschiedenen Stellen die Fenster geöffnet werden, um die herrliche Morgenluft in die großen Räume einzulassen.

In den Kasernen und Ställen ist es mittlerweile ganz besonders lebendig geworden, immer mehr der bunten Uniformen erscheinen und alle glänzen in ganz besonderer Frische. Es ist ja heute Dienstag, der dem Kriegsgott Mars geweihte Tag, und wenn der Beherrscher von Zweibrücken, des Karlsbergs, auch nicht mit Kaiser und Reich, selbst nicht mit einem seiner gleich mächtigen Nachbarn von Sponheim oder Leiningen im Kriege lebt, so wird dafür heute exerzirt, paradirt, jede mögliche Pracht entfaltet. Dies Alles sowohl zu eigenem, hochfürstlichem Vergnügen, als zu dem des den Paraden zuschauenden Zweibrücker Volkes, dem man doch auch eine Erheiterung gönnen muß für die Steuern, welche man ihnen abpreßt und wovon all diese und noch ganz andere stammswerthe Herrlichkeiten bezahlt werden.

Die Stunde des Ausrückens der drei, mehr prächtigen als gewaltigen Heereshaufen ist endlich gekommen. Seine Durchlaucht haben gefrühstückt und bereiten sich vor, die Parade ihrer Kriegsvölker abzunehmen. Doch diese Vorbereitungen erfordern Zeit und dienen zum Ausmarsch und zur Aufstellung. Das Programm des Tages lautet auf Parade nach dem ersten Frühstück, Einnahme mit Sturm des nahen Dorfes Vogelbach vor dem Diner, wobei wohl auch ein wenig massacrirt und eingeäschert werden wird — natürlich nur zum Schein! Sollte wieder Erwarten ein Unglück passiren, Menschen und Vieh zu Schaden kommen oder irgend ein Gehöft wirklich in Flammen aufgehen, so erhält der Betreffende oder vielmehr davon Betroffene eine passende Entschädigung in Geld oder — in einem Nachlaß der künftig zu erhebenden Steuern. O, Seine Durchlaucht sind ein gar gnädiger und weiser Landesvater und lassen keinen seiner Unterthanen zu Schaden kommen! — Nach diesem Vergnügen und dem darauffolgenden Diner, welches auf dem Schlachtfelde unter Zelten abgehalten wird, finden Lagerlustbarkeiten statt, an denen die kampfirenden siegretchen Krieger, wie der Hof, jedoch ein jeder Theil nach seiner

Weise, theilnehmen werden. Die dabei nothwendige Nahrung, Speise und besonders Trank, wird für den Hof durch die Hofküche und Kellerei geliefert, für die Soldaten muß dies natürlich durch die besiegten Bauern geschehen! Denn Strafe muß sein! Doch auch bei diesem, gewiß schönen Schauspiel dürfen sie zuschauen, sogar „Vivat Carolus!“ schreien nach Herzenslust. Der Herr Herzog gestattet es gerne und in Gnaden; er ist ja ein ebenso leutseliger als gnädiger Herr!

Glückliches Pfälzer Volk!!

Die Schloßuhr verkündet mit weithin schallenden Glockenklingen die neunte Stunde und nach einer ziemlichen Weile wiederholt die Uhr der Homburger Kirche die neun Schläge. — So ist es immer, Tag um Tag, Stunde um Stunde, so muß es sein! Denn wehe dem Homburger Glöckner, wenn er es sich einfallen lassen würde, die Stunde einige Minuten vor der Glocke des Karlsbergs zu verkünden! Der herzoglichen Schloßuhr gebührt unter allen Umständen — sollte sie auch eine halbe Stunde nachgehen! — der Vorrang. So hatte es der Oberhof- und Ceremonienmeister, der gestrenge Herr Niklas Ganz von und zu Schellhorn, gewollt und anbefohlen, und die Betreffenden fügten sich schweigend dem hochweisen Befehl.

In der Ebene, am Fuße des Karlsbergs, hat sich mittlerweile auch etwas Leben gezeigt. Einige Homburger Bürger sind herbeigekommen, um das 'glänzende militärische Schauspiel sich mit anzusehen, Andere ziehen auf den langen, geraden Straßen heran. Ihrer Viele sind es nicht, denn die Leute müssen die Zeit zum Arbeiten benutzen, und die Gaffer sind entweder reiche Bürger oder Tagediebe.

Raum ist der letzte Schlag der Uhr verklungen, da erhebt sich auf dem Karlsberge ein Trommeln und Pfeifen, als ob ein Duzend Regimenter im Anzug begriffen sei, und doch sind es nur einige wenige hundert Mann Grenadiere, die mit ihren Offizieren die Kaserne verlassen und in die Ebene zur Parade marschiren. Ebenso überzählich, wie die Trommler und Pfeifer, die einen gräulichen, ohrenzerreißenden Lärm machen, ist der Stab. Da reiten mindestens ein paar Duzend Majore, Obersten, General-Lieutenants und Generale\*) in ihren prächtigen Phantasie-Uniformen an der Spitze des Zuges, der sich langsam den Schloßberg hinabbewegt. Die Grenadiere sind, wie üblich, sammt und sonders ausgesucht „lange Kerle“, denen die blaue, rothausgeschlagene Uniform mit der hohen, buntschimmernden Mütze, nach preussischem Muster, ganz vortrefflich steht. Ein Mann wie der andere, ein Zopf von gleicher Länge wie der andere, marschiren sie streng in gleichem Schritt und, nachdem sie auf dem Exerzierplatz angelangt, sich aufgestellt, ist von einer Bayonnet- und Fußspitze zur anderen nur eine einzige, gerade Linie zu sehen. Die Leute sind prächtig gedrillt und gehen auch mit pflichtschuldigstem Eifer auf das Drillen ein, sie wollen nichts vor ihren übrigen Mitbürgern voraus haben, und das Gedrilltwerden ist auch nun einmal ihre Lebensaufgabe.

Den Grenadiere folgen die Chevauxlegers, mit schmetternden Trompeten, mit einer womöglich noch stärkeren und

\*) Die Churpfälzische Armee Karl Theodor's zählte (nach dem Staatskalender) 5500 Mann und — 21 Generale, also für 2—300 Soldaten 1 General!

bunteren Generalität an der Spitze. Dann rücken von der anderen Schlossseite die Husaren aus ihrer Kaserne, ebenfalls unter rauschenden Klängen und geführt von ihren zahlreichen Obersten. Beide Heerkörper zeichnen sich durch ihre wahrhaft blendenden Uniformen aus. Die Herren Chevauxlegers hätten jeden Augenblick am Versailler Hofe, sowohl zur Zeit der Pompadour als heute, erscheinen können, und die Husaren würden ebenfalls nicht an ungeeignetem Platze gewesen sein. Hier, auf dem kahlen Felde, zwischen den ernsten, bewaldeten Bergen, entfernt von den Prachtbauten des Berges, nehmen sie sich wie eine fremdartige Staffage aus, die im Grunde nicht zu der etwas wilden Umgebung passen will.

Eine neue Völkerwanderung schien jetzt vom Schlosse herab nach der Ebene sich zu bewegen. Läufer, Heibucken und Mohren zu Pferde voran, alle nach Möglichkeit bunt und prächtig aufgeputzt, nahte nun Herzog Karl mit seinem ganzen übrigen Hofstaat, den hohen Würdenträgern und anderen Chargen, Rätthen, Kavaliere, alle zu Pferde, der Fürst in selbstgewählter Feldherrn-Uniform, den blanken Panzer über der Brust, den sammetnen, mit Gold verzierten Kommandostab in der Hand. Eine ziemliche Anzahl berittener Hofdamen folgte und Jäger, Lakaien beschloßen den Zug. — Die filles d'honneur fehlten; bei der Parade waren sie überflüssig und begann ihre Thätigkeit erst am Abend beim Vivouat, wofür sie dann auch um so umfangreicher sein sollte.

Die Trommeln wirbelten, die Pfeifer bliesen, die Hörner und Trompeten schmetterten, und unter diesen martialischen Klängen, die Todte hätten erwecken und Gesunde taub machen können, ritt der Herzog in den Kreis seiner Regimenter. Kommandorufe und ein kirrender Schlag erfolgte, die Sponsions wurden vorquer geschwenkt, die Gewehre präsentirt, die Säbel der Kavalleristen flogen aus der Scheide und die Parade, das Opfer, dem heidnischen Kriegsgott Mars dargebracht, begann.

Der Herzog kommandirte in höchsteigener Person und die Truppen zeigten sich dieser hohen Auszeichnung würdig, sie exerzirten, manövrirten mit einem Eifer, einer Pünktlichkeit, die ihren Wacht- und anderen Lehrmeistern alle Ehre machten, dem hohen Herrn sichtliche Zeichen der Befriedigung entlockten. Doch der Eifer, nicht der der Soldaten, wohl aber des Kommandirenden, nahm bald bedenklich ab. Seine Durchlaucht mochten Sich erinnern, daß die Stunde des zweiten Frühstückes nahe sei, und die Evolutionen wurden eingestellt. Noch einige Umritte, die von allerhöchster Wichtigkeit sein mußten, dann traten die verschiedenen Stäbe zusammen, ein Kreis wurde um den Fürsten gebildet und die Parole für die nächsten acht Tage ausgetheilt. Der Herzog hatte sie gegeben und sie lautete — „Jana“.

Die Erinnerung an das Weib dieses Namens vor Jahren hatte ihn seit der gestrigen Rückkehr von der Jagd nicht verlassen, beim Souper der Eisebeck, in der Nacht im Traume hatte sie ihn verfolgt, mit einem süßen Weh gequält, und es war nicht mehr als billig, daß auch seine Untergebenen Theil an dieser Sorge nahmen. „Jana“ sollte die Loofung

sein, der sich alle Thore, bis zum Schlaffkabinet des Herzogs, in den nächsten acht Tagen öffnen mußten, und wie der Herr den Namen seufzend genannt, sollten ihn auch die Diener nennen, geheimnißvoll, ohne dabei das eigentliche Geheimniß des fremdklingenden, süßen Zaubernamens zu kennen. Nur Einer, außer dem Herrn, erkannte es und hatte Mühe, seine Freude über die Entdeckung zu bemeistern.

Es war Destner, der Forstmeister, der seinem Range nach auch an der Parade und der Austheilung der Parole hatte Theil nehmen dürfen und dem wir jetzt folgen müssen.

Das bunte, militärische Schauspiel war vorüber — seine Vorbereitungen hatten länger gedauert, als die Ausführung selbst — und der Herzog kehrte mit den Seinigen nach dem Karlsberg zurück. Die drei Regimenter thaten ein Gleiches, doch war ihnen beim Hinausreiten und Marschiren volle Freiheit, sich nach Bequemlichkeit zu bewegen, gestattet; auch hatten die meisten berittenen Offiziere ihre Truppen schnöde im Stich gelassen und sich als Schweif dem durchlauchtigsten Stern angeschlossen, der so rasch, als sein Pferd nur traben wollte, dem Schlosse auf der Höhe und dem zweiten Frühstück zustrebte.

Nur zwei der Herren Offiziere waren ihren Kameraden auf diesem Wege nicht gefolgt, ein Husar und ein Chevauxleger, Herr Guido von Scharfeneck, und sein Freund Hans von Altheim. Ihre Pferde hatten sie ihren Dienern übergeben und waren dann auf ein bewaldetes Thal in der Bergreihe zugesritten, welche vom Karlsberge aus fast in in einem rechten Winkel nach Homburg zu sich ausbreitete. Obgleich ihre Standorte bei der Parade verschiedene gewesen, so trafen sie einander doch am Eingang des Waldes, und fast zugleich mit ihnen langte auch ein Jäger dorten an, der der Parade als Zuschauer beigewohnt und dann beiden Offizieren rasch gefolgt war.

Doch Henry Dümmler, der junge Förster von Jägersburg, war nicht die einzige Persönlichkeit gewesen, welche die beiden nach dem Walde zu ablenkenden Offiziere scharf mit den Blicken verfolgte. Auch Destner hatte sie gesucht und, einmal gefunden, ließ er sie nicht mehr aus den Augen. Rasch hatte er von den zuletzt heimkehrenden Grenadieren vier Mann zu sich beordert, mit denen er ebenfalls den Weg nach dem Walde, wenn auch just nicht den, welchen die Offiziere wandelten, einschlug.

Henry hatte seinen Gegner und dessen Begleiter ernst durch ein Neigen des Hauptes begrüßt. Leicht und lächelnd erwiderte Scharfeneck den Gruß, doch Altheim trat auf den Förster zu und reichte ihm mit einem schmerzlichen Lächeln die Hand.

„Ich bedauere lebhaft, Herr Dümmler,“ sagte er, „daß wir uns dennoch also gegenüberstehen müssen. Doch mein Kamerad hat mir mitgetheilt, daß besonders Sie es gewesen, der auf dem Zweikampfe bestanden.“

„Und er hat die Wahrheit gesprochen, Herr von Altheim,“ entgegnete Henry mißig.

# Ein Handelshaus.

Eine Erzählung von F. Ewald.

(Fortsetzung.)

„Und bedenken Sie sich länger, Johansen,“ sagte Thomas, der einen mehr vertraulichen Ton annahm, „so gehe ich hinaus und grüße von Helsingör. Verstehen Sie das?“

Boldt stand noch unbeweglich da und sah auf sie. Nyfrow hatte sich allmählig von der Diele erhoben und näherte sich der dritten Thür im Zimmer.

„Nun wird der Mann vernünftig,“ sagte Thomas. „Das konnte ich mir wohl denken; er ist stets so hitziger Natur gewesen, wenn man ihm aber nun Zeit läßt, so besinnt er sich. — Thun Sie nur einen tüchtigen Griff in die Geldkassette, guter Herr!“

Nyfrow war inzwischen an die Thür gekommen und hatte bereits die Hand auf das Schloß gelegt, als Boldt mit einer für ihn ungewöhnlichen Schnelligkeit hinzufuhr und den Thürgriff fest hielt.

„Was fällt Dir ein?“ rief Nyfrow; „bist Du wahnsinnig?“

„Ich bin nicht wahnsinnig, aber dazu erhalten Sie keine Erlaubniß.“

„Dazu erhalte ich keine Erlaubniß? Was ist das, wozu ich keine Erlaubniß erhalte?“ fragte Nyfrow zugleich wüthend und über die Dreistigkeit seines Untergebenen erstaunt.

„Den Hund auf sie loszulassen; ich weiß sehr gut, daß es das ist, was Sie beabsichtigen.“

„Fort mit Dir!“ rief Nyfrow. „Weg mit der Hand!“

Hinter der Thür, an welcher die beiden Männer rüttelten — der eine, um sie aufzustößen, der andere, dies zu verhindern — ließ sich das zornige Knurren eines Hundes vernehmen, welches in ein wüthendes Gebell überging, als Nyfrow dem Thiere aufmunternde, zum Zorne reizende Worte zurief.

„Kommt und helft mir,“ rief Boldt den beiden Matrosen keuchend zu; „wenn es ihm gelingt, den Hund herauszulassen, ist es um Euch geschehen!“

Ehe Morten und Thomas diesem Zurufe folgen konnten, hatte Nyfrow mit Anstrengung seiner ganzen Kräfte, trotz Boldt's Gegenbemühungen, halb geöffnet und ein großer zottiger Hund machte den Versuch, in das Zimmer seines Herrn zu gelangen. Dieser Versuch mißlang durch eine Kraftanstrengung Boldt's und das Thier wurde mit dem Kopfe zwischen Thür und Einfassung derselben geklemmt; mit glühenden Augen und lang heraushängender Zunge starrte es die Feinde seines Herrn an.

Thomas war indeß herzugesprungen und hatte Nyfrow von der Thüre zurückgerissen, bei welcher Gelegenheit der Letztere wie ein Bündel in eine Ecke des Zimmers flog.

Während jedoch Thomas, Morten und Boldt sich gemeinschaftlich bemühten, das wüthende Thier in seine Behausung zurück zu drängen, hatte Nyfrow sich von seinem

Falle erholt und benutzte die Unachtsamkeit seiner Gegner zu einem Versuch, seine Absicht dennoch zu erreichen.

Er lief nämlich ganz unvermuthet mit der ganzen Kraft seines Körpers gegen die halbgeöffnete Thür, welche sofort mit großem Gepolter aufsprang, während die drei Männer zur Erde fielen.

Der endlich befreite Hund fuhr mit wüthendem Gebell auf Morten zu und packte denselben bei der Kehle; doch Thomas hatte sich schnell von seiner Ueberraschung erholt, sprang auf und ergriff einen in der Nähe stehenden Stuhl, holte damit zu einem gewaltigen Schläge aus und im nächsten Augenblicke lag der Hund mit zerschmettertem Schädel auf der Diele.

Nach dieser raschen That wandte der Matrose sich kaltblütig gegen Nyfrow, welcher Miene machte, zu entfliehen und ehe es sich der Feigling versehen, hatte er einen so kunstgerechten Boxerstoß gegen den Magen erhalten, daß er schweigend den Platz neben seinem Hunde einnahm.

An den Seemann, der in das anstoßende Zimmer gewiesen war, hatte während der aufregenden Scene natürlich Niemand mehr gedacht.

Dieser Seemann war kein Anderer, als der Steuermann Carstensen, der sich endlich entschlossen hatte, den neuen Großfirer aufzusuchen, um über einen Platz auf der „Najade“ mit ihm zu reden.

Er war unfreiwillig ein Zeuge der Unterredung zwischen Nyfrow und Boldt gewesen und da es ihm vorkam, als ob er die eine der Stimmen früher schon gehört habe, sah er hinein und erkannte zu seinem unbeschreiblichen Erstaunen Nyfrow, denselben Mann, den er einst durchgeprügelt, als er Laura nachlief.

In dem ersten Augenblicke wurde der alte Steuermann über diese Entdeckung so verwirrt, daß er nicht gleich einen Entschluß fassen konnte; aber er fühlte sich von solchem Widerwillen gegen Nyfrow ergriffen, daß er sich erhob, um wieder zu gehen, als die beiden Matrosen eintraten. Er blieb noch eine Weile sitzen, bis die Schlägerei begann, fand es aber nun zu unheimlich und ging seines Weges.

„Ich habe während meines Lebens viel Wunderliches durchgemacht,“ sagte er zu Laura, indem er die Thür zu Storms Stube schloß, „aber etwas Aehnliches ist mir noch nicht vorgekommen.“

„Was ist es denn, Vater?“

„Weißt Du, wer das war, der vor einigen Jahren hinter Dir herlief? — Das war der neue Großfirer!“

„Das ist nicht möglich. Du mußt Dich geirrt haben.“

„Gewiß nicht. Habe ich ihn nicht mit meinen eigenen Augen so leibhaftig vor mir gesehen, wie ich Dich jetzt sehe?“

„Kannte er Dich?“

„Er sah mich nicht, aber ich sah ihn; — und ich sah mehr; mir ist bange, daß es nicht so ganz richtig ist.“

„Was ist denn im Werke?“

„Sie redeten etwas über diesen Adam, was mir nicht so recht gefiel.“

„Ueber Adam?“ fragte Laura und erröthete.

„Ja wohl, über Adam, aber das brauchst Du Dir nicht nahe zu nehmen.“

„Ich dachte nur daran, daß wir ihn kennen und so —“

„Und was? Du hast so nothwendig, daß Du mich nicht einmal ausreden läßt. Es war ein Mann drinnen beim Grossirer und der erzählte, daß er ein Papier habe, welches Adam in Verlegenheit bringen könne; er sprach aber auch etwas von „einem Glied“, das ihm fehle und wenn er das erst habe, dann wolle er schon den Andern bei den Ohren haben.“

„Welchen Andern, Vater?“

„Natürlicherweise Adam, Kind. Wen sonst?“

„Scheint Dir nicht, daß wir das Herrn Storm sagen sollten?“

„Wozu sollte das nützen? Er hat genug an seinen eigenen Kümmernissen, als daß wir ihm noch mehrere schaffen sollten.“

„Aber er kennt ja Adam, vielleicht könnte er uns einen Rath geben.“

„Das darf nicht geschehen; er ist noch zu schwach, und damit Basta. Gleichwohl hätte ich Lust, diesem Adam einen Wink zu geben. Schurkenstreiche haben sie vor, dessen bin ich ganz gewiß.“

„Aber Du weißt ja nicht, wo er ist.“

„Er ist in Helsingör,“ sagte Carstensen; „das erzählte der Fremde dem Grossirer; er dient bei einem Kaufmann Rink.“

„Könntest Du ihm nicht schreiben?“

„Nein, das taugt nicht; bei einer solchen Gelegenheit muß man mündlich mit den Leuten reden; es ist so weitläufig mit dieser Schreiberei und man bekommt doch nicht die Hälfte von dem gesagt, was man will. — Aber sage mir,“ fügte er leiser hinzu, „ist das Fräulein heute hier gewesen?“

„Nein; ich kann nicht begreifen, wo sie bleibt; wenn nur ihrem Vater nichts zugestoßen ist.“

„Du sollst hinausgehen zu ihr,“ sagte Carstensen.

„Mittlerweile will ich darüber nachdenken, was bei der andern Sache zu thun ist. — Wie steht es übrigens heute mit Storm?“

„Er hat etwas über Kopfschmerzen geklagt, aber jetzt schläft er, wie ich glaube.“

Carstensen öffnete leise die Thüre und sah hinein. Nikolai schlief, sah aber aus, als ob ihm das Blut in den Kopf stiege.

„Das sieht nicht gut aus,“ sagte der Steuermann; „auf mit den Fenstern, wir müssen frische Luft haben.“

Als Nikolai erwachte, befand er sich schlecht und klagte noch über Kopfschmerzen.

„Sollte er einen Rückfall bekommen, würde es schlimm aussehen,“ sagte der Alte und schüttelte den Kopf.

Am folgenden Tage befand sich Nikolai allerdings besser,

aber der Arzt erklärte doch, daß die größte Vorsicht angewandt werden müsse. —

„Dann hilft es nichts, Du mußt nach Helsingör reisen, ich darf den Kranken nicht verlassen,“ sagte Carstensen, während er in einer Schublade herumfrante. „Du fährst mit dem Dampfschiff hinunter, suchst den Kaufmann Rink auf und grüßest Herrn Adam von mir.“ —

„Könnte nicht ein Anderer hinunterreisen?“ wehrte Laura.

Carstensen sah verwundert von der Schublade auf, in der er frante.

„Ich verstehe Dich nicht. Warum willst Du nicht gern reisen?“

„Wenn Du einen Andern senden könntest, sähe ich das am liebsten. Ich könnte ja bei Herrn Storm bleiben, wenn Du selbst hinunter reisen wolltest.“

„Mache mich nicht verdrießlich,“ sagte Carstensen etwas heftig, „ich gehe hier herum und gebe mir alle erdenkliche Mühe, um zwischen all' den Schwierigkeiten durchzukreuzen und nun kommt mein eigenes Kind und macht neue Schwierigkeiten. Ich bin nicht zwei Personen mit vier Armen und vier Beinen und kann nicht zugleich hier und dort sein. — Laß mich nun sehen, daß Du thust, wie ich sage,“ fügte er sodann in einem milderen Tone hinzu.

„Dann miß ich es wohl thun,“ sagte Laura und sah dabei etwas verzagt aus. „Du mußt mir aber geloben, Vater, daß Du dergleichen nicht wieder von mir verlangst.“

„Ja gewiß, ja gewiß,“ sagte Carstensen gedankenlos.

„Es sind doch wunderliche Grillen, die junge Mädchen auf einmal bekommen können,“ bemerkte er dann gegen sich selbst, „in dem einen Augenblick sind sie folgsam wie die Lämmer, aber dann kommt es plötzlich über sie und sie sind nicht von der Stelle zu bringen.“

„Mit wem reden Sie, Carstensen?“ fragte Nikolai aus dem andern Zimmer.

„Nun, sind Sie wach? — Ich spreche ein wenig mit mir selbst. Wie geht es Ihnen?“

„Nach dem letzten Schlaf etwas besser. — Ich habe heute daran gedacht, wie viel ich Ihnen schulde, Carstensen, und wie dankbar ich mich Ihnen und Ihrer Tochter verbunden fühle.“

„Sagen Sie mir einmal, Herr Storm, mit welchem Schiffe kamen Sie herüber?“

„Sie dürfen mich nicht unterbrechen,“ fuhr Nikolai fort. „Wenn ich in dieser Krankheit nicht so gepflegt worden wäre, wies der Fall gewesen ist, so wäre ich nicht durchgekommen, dessen bin ich ganz gewiß. In dieser ganzen großen Stadt giebt es nicht einen Menschen, der sich darum kümmert, ob ich lebe oder todt bin, ausgenommen Sie und Ihre Tochter und natürlicherweise glauben Sie nicht, daß ich stark genug bin, um heute von ihr reden zu können.“

„Nein, das glaube ich schlechterdings nicht,“ sagte Carstensen. „Sie fangen ganz gut an. Sie plagen sich selbst mit unnützen Gedanken und daraus schließe ich, daß Sie in der Besserung sind.“

„Wo ist Fräulein Laura?“ fragte Nikolai nach einer Pause.

„Sie ist in Helsingör. Ich muß Herrn Adam sprechen,

denn sehen Sie, ich glaube, daß der neue Grossirer, dieser Nytkow, auf der Fuchsfährte hinter ihm ist."

"Der neue Grossirer? Ist Nytkow Grossirer?" fragte Nikolai und richtete sich erstaunt im Bette auf. "Davon haben Sie mir ja kein Wort gesagt."

Ohne zu überlegen, was er gesprochen, hatte Carstensen sich überrumpeln lassen. Damit Nikolai die größtmögliche Ruhe genießen könne, hatten sie sich sorgsam gehütet, über etwas zu reden, was Frank's Haus oder die betraf, welche damit in Verbindung standen. Nikolai ahnte ebensowenig von Frank's Konkurs und von dessen Nachfolger, wie davon, daß Friederike täglich im Hause gewesen sei und nach ihm gesehen habe. Es war besonders Laura's Sorgfalt zu verdanken, daß das Geheimniß bewahrt worden. Carstensen selbst war kein großer Diplomat und aus lauter Vorsicht mehr als einmal nahe daran gewesen, es zu verrathen; aber jetzt, wo er sich selbst überlassen war, ging es gleich schlimm. Er half sich gleichwohl schlauer aus der Verlegenheit, als man hätte denken sollen.

"Ja, sehen Sie, es ist bloß so ein Name, den man ihm gegeben," sagte er. "Er denkt wohl nur daran, Grossirer zu werden und so giebt man ihm schon den Namen. — Aber übrigens will ich jetzt kein Wort mehr über die Sache hören, wenn Sie sich jetzt nicht zu Ruhe legen, gehe ich meiner Wege."

Und um zu zeigen, wie leicht das geschehen könne, ging er in die andere Stube und setzte sich dort, seine eigene Schlaueit und Erfindungsgabe bewundernd.

Es war ein Zustand großer Verwirrung und Unruhe, in dem Laura sich auf die Reise begab.

Es war eine seltsame Aufgabe, die sie übernommen hatte, und fortwährend peinigte sie der Gedanke, Adam könne glauben, sie käme freiwillig zu ihm, was ein Schatten auf ihren Charakter werfen mußte. Auf dem Dampfschiffe kam es ihr vor, als ob alle Passagiere sie kannten und wußten, wohin sie solle; da sich inzwischen indeß nichts Ungewöhnliches ereignete und Niemand sich um sie bekümmerte, begann sie zur Ruhe zu kommen.

Die Fahrt mit dem Dampfschiffe, der frische Wind und die Geschäftigkeit an Bord waren übrigens etwas Neues für sie und setzten sie in eine behagliche Stimmung. Sie betrachtete lange die Fahrt des Schiffes, wie es sich fortzuschob und einen Weg hinter sich bildete, während das Wasser bräuste und schäumte, sich aber gleich wieder ebnete und in Eins mit den ungeheueren Wassermassen zusammenfloß.

Endlich war Helsingör erreicht, die Passagiere verließen das Schiff. Auch sie hatte bald festen Boden unter den Füßen. Jetzt überkam sie auf einmal ein Gefühl der Verlassenheit und sie wäre am liebsten gleich wieder nach Hause gereist.

So lange man segelt, breitet sich eine gewisse Ruhe über Einen; man ist genöthigt zu bleiben, wo man ist und es kommt uns vor, als ob wir allmählig mit dem Ganzen zu einer großen Masse zusammenwüchsen; aber in dem Augenblick, wo das Schiff in den Hafen läuft, trennen sich Alle von einander. Leute, welche gemüthlich miteinander plauder-

ten, obgleich sie sich das erste Mal sahen, werden einander im Nu ganz gleichgültig, alle Aufmerksamkeit und Galanterie verschwindet vor der Sorge der Bagage u. s. w. Laura blieb einen Augenblick auf der Schiffsbrücke stehen und sah mit einem Gefühl des Reibes auf Diejenigen, welche von Freunden und Bekannten empfangen wurden; es würde ihr ein Trost gewesen sein, wenn sie nur einen einzigen von allen diesen Menschen gekannt hätte. Sie nahm sich indeß zusammen und ging die Schiffsbrücke hinauf, um zu erfragen, wo Adam wohne.

Es war Sonntag, alle Läden geschlossen und die Stadt sah menschenleer und langweilig aus. Unter diesem Eindrucke ging Laura niedergeschlagen in die Straßen Helsingörs hinein und fragte unterwegs ein halberwachsenes Mädchen, wo der Kaufmann Rink wohne.

"Der wohnt weit von hier," antwortete diese, "aber wenn Sie die Stadt nicht kennen, werde ich Sie dahin begleiten."

"So kennen Sie vielleicht auch Herrn Adam?"

"Meinen Sie Christian Adam? Das ist ja mein Bruder."

"Eigentlich habe ich mit diesem Herrn zu reden und nicht mit dem Kaufmann Rink."

"Mein Bruder ist heute zu Hause, es ist ja Sonntag; dann müssen wir zurückgehen," sagte das Kind und führte Laura wieder hinunter an den Strand.

Als sie in die Nähe eines kleinen, einzeln liegenden Hauses mit einem Vorgarten gekommen waren, lief sie voraus und rief zum Fenster hinein, daß Jemand da sei, der mit Christian sprechen wolle. Laura näherte sich dem Hause und wurde von einer älteren Frau empfangen.

"Sie wünschen mit meinem Sohne zu reden?" fragte diese.

"Ja, ich habe ihm eine Nachricht von meinem Vater, dem Steuermann Carstensen in Copenhagen, zu bringen."

"Wenn Sie glücklich ihn finden, lassen Sie mich wissen," sagte die Frau und öffnete die Thür.

Laura ging durch einen ziemlich langen Garten ohne Adam zu sehen und wollte gerade wieder umkehren, als sie beim Einbiegen in einen Gang gerade vor dem Gefährten stand.

"Fräulein Laura!" rief Adam erstaunt, "Sie hier! Wie freue ich mich, Sie zu sehen! — Es ist doch nichts passiert?"

Die letzte Frage war natürlich, da er sich denken konnte, daß nur außerordentliche Umstände Laura veranlassen konnten, ihn aufzusuchen.

"Mein Vater hat mich hierher gesandt," entgegnete Laura, "um ihnen zu sagen, daß Sie nach Kopenhagen kommen und mit ihm selbst reden möchten, er fürchtet, daß Pläne gegen Sie geschmiedet werden."

"Gegen mich?" fragte Adam erstaunt. "Das ist nicht möglich! Wer in aller Welt wollte sich die Mühe machen? Nein, darüber können Sie ganz ruhig sein."

"Gleichwohl bin ich es nicht. Mein Vater hat Ihre Feinde davon sprechen hören und der Eine von ihnen hoffte, daß er Sie bald werde in's Unglück stürzen können."

"Der Eine von ihnen? Sind denn mehrere da?"

"Mein Vater war vor Kurzem beim Grossirer Nytkow, konnte ihn aber nicht sprechen. Durch einen Zufall hörte

er dagegen Herrn Nyfrow und einen andern Mann über Sie und gewisse Maßregeln reden, die getroffen werden müßten, ehe man Sie fassen könnte, und da mein Vater Herrn Storm nicht verlassen wollte, war ich genöthigt, hinunter zu reisen, um Sie zu warnen und zu bitten, nach Kopenhagen zu kommen."

"Nun sprechen Sie wieder in Rättseln, Fräulein Laura. Ihr Vater kann Herrn Storm nicht verlassen? Der ist ja in Westindien."

"So haben Sie also gar nicht gehört, was in der letzten Zeit vorgegangen ist? Herr Storm ist zurückgekommen und suchte den Vater auf, sobald er ans Land kam; er wurde draußen bei uns plötzlich krank und hat ein paar Monate am Typhus bei uns darnieder gelegen, ist aber jetzt in der Besserung. Der Vater meint übrigens, daß Herr Storm aus Gemüthsbewegung über die schändliche Beschuldigung krank geworden, die gegen ihn erhoben worden ist, daß er nämlich einen falschen Wechsel geschrieben haben soll."

"Storm soll einen falschen Wechsel geschrieben haben? Das ist eine schändliche Verläumdung, darauf können Sie sich verlassen, Fräulein Laura. Wer darf es wagen, ihn dessen zu beschuldigen?"

"Der Vater sagt, daß der Grossirer Frank es gethan habe. Wir sind natürlich davon überzeugt, daß Herr Storm unschuldig ist," setzte sie betheuernd hinzu.

"Alles, was Sie mir da mittheilen, ist mir so neu und überraschend," sagte Adam nach einer Pause, daß ich es mir noch nicht zusammenreimen kann. Ich bin Ihnen und Ihrem Vater übrigens sehr dankbar, daß Sie mich damit bekannt gemacht haben. Wenn Sie nichts dagegen haben, fahre ich heute Nachmittag mit Ihnen nach Kopenhagen. Ich will gleich fortgehen und mich bei meinem Pächter beurlauben."

Laura hatte nichts dagegen einzuwenden.

"Hier stelle ich Dir Fräulein Carstensen vor, liebe Mutter," sagte Adam, als er mit Laura in die Stube trat, „welche mir eine Nachricht bringt, die es für mich nothwendig macht, noch heute nach Kopenhagen zu reisen."

"Ist die Nachricht unangenehm, mein lieber Sohn?" fragte die Matrone. „Mir scheint, als ob Du sehr unruhig wärst."

"Wollen Sie meiner Mutter erzählen, Fräulein Laura, was vorgefallen ist," sprach Adam. „Ich gehe indessen zu Herrn Kink, um mit demselben Rücksprache zu nehmen."

Laura erzählte, was sie wußte, es schien aber keinen besonderen Eindruck auf Adams Mutter zu machen.

"Wer sollte ihm etwas thun? Er hat, so viel ich weiß, keine Feinde," sagte sie.

Laura hatte erst jetzt Gelegenheit, sich in der Stube umzusehen und erkannte etwas von der Gemüthlichkeit wieder, die bei ihr selbst zu Hause war. Alles war hier ärmlich, und doch hatte man mit Wenigem ein Resultat erzielt, welches

Mancher mit viel größeren Mitteln vergebens zu erreichen streben würde.

Allein viel Gelegenheit, Betrachtungen darüber anzustellen, erhielt Laura nicht, weil Adams Mutter ihre ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nahm.

Die alte Frau hatte ein kluges Gesicht und ein paar forschende Augen und es kam Laura vor, als ob sie besonders der Gegenstand dieser forschenden Augen sei und sie fühlte, ohne zu wissen weshalb, eine gewisse Aengstlichkeit.

"Woher kennen Sie meinen Sohn?" fragte die alte Frau im Laufe des Gespräches.

"Von Grossirer Franks," entgegnete Laura, der es vorkam, als ob diese Frage etwas inquirierend sei. „Ich kam oft zu Fräulein Frank und mein Vater ist mit den Schiffen des Grossirers gefahren."

"Sie hatten vielleicht Arbeit dort im Hause?" fragte Adams Mutter weiter.

"Das gerade nicht; ich kam dahin, um das Fräulein zu besuchen. Wir hatten früher als Kinder zusammen gespielt."

"Der arme Frank, ich habe Mitleid mit ihm. Mein Sohn hat mir erzählt, wie unglücklich es ihm gegangen ist."

"Sind Sie zu Hause bei Ihrem Vater?" fragte Adams Mutter wieder nach einer kleinen Pause.

"Ja," sagte Laura und schlug die Augen nieder.

Wieder eine kleine Pause.

"Nun will ich Sie bitten, sich selbst zu unterhalten," sagte die seltsame alte Frau, „ich muß hinaus und an's Mittagessen denken. Sie bleiben natürlich hier und essen mit uns."

"Könnte ich Ihnen nicht behilflich sein?"

"Sie wollen mir helfen? Verstehen Sie sich auf Küchenarbeit?" fragte Adams Mutter. „Wenn Sie Lust haben, können Sie es ja probiren."

Beide gingen darauf in die Küche, gefolgt von Adams jüngerer Schwester.

"Wir haben nur einige Cottelets zu Mittag," sagte die Matrone; „wollen Sie dieselben zubereiten, so werde ich Ihnen Eier und Mehl bringen."

Laura ging rüstig an das Werk; als kundige Hausmutter streifte sie die Aermel auf, strich das Haar zurück und band eine Küchenschürze vor; mit einer gewissen Zierlichkeit richtete sie das Fleisch zu, tauchte es ins Mehl und ließ es in der Pfanne braten.

Es müßte der gefühlloseste Weiberfeind gewesen sein, der nicht gleich auf der Stelle von dem hübschen Mädchen eingenommen worden wäre, das sich so leicht hin und her bewegte, und alles so behende und geschickt anfaßte; aber Adams Mutter mußte ein Herz von Stein haben, sie saß ganz ruhig auf ihrem Stuhl und sah zu.

(Fortsetzung folgt.)

# Fürst und Waidmann.

Historische Novelle von Ludwig Biemssen.

(Fortsetzung.)

„Denn derartig große Wunden,“ fuhr Fredelin fort, „wie sie des Hirsches Augsprossen in des Herzogs Brust gebrochen, pflegten, sofern nicht eilige Hilfe geleistet werden könne, durch den Zutritt der Luft tödtlich zu werden. Ich müsse gute Anleitung Seitens eines erfahrenen Heilkünstlers gehabt haben. Da nannte ich guter Dinge Euren Namen, und der Chirurgus lobte und pries Euch und sagte, daß Ihr der erste Waidmann seiet, von dem er gehört, der nicht bloß Wunden schlagen, sondern auch heilen könnt.“

„Es ist gut,“ schloß der endlich befriedigte Alte das Gespräch; „ich sehe, es sind doch nicht alle Herren Medici so stolz und obenhinaus, daß sie vermeinten, die Erbweisheit allein ausgelöffelt zu haben. „Weißt“ ist der und wohl gelehrt, der alle Dinge zum Besten kehrt“; und mögen sie sich's doch merken, daß hinter dem Berg auch noch Leute wohnen. Ohne Dich und mich wär' dem Herzog sein letztes Brod schon gebacken; so aber, glaub' es mir, mein Sohn, wird er davonkommen, und es soll nicht an mir liegen, wenn ihm verhehlt bleibt, wem er sein Leben verdankt. Und somit basta und genug für heut! Leg' Dich nun auf's Ohr und schlaf, daß ein Aug' das andere nicht sieht, so kannst Du morgen wieder frisch und munter aufsitzen und heimreiten. Gute Nacht und träume etwas Angenehmes.“

## Zwölftes Kapitel.

War es wirklich etwas Liebes gewesen, was der Jüngling in der schönen Zulmacht unter des alten Eike gastlichem Dache geträumt hatte, so hielt ihm der folgende Morgen freundlich genug Wort, und ein holdes, kleines Abenteuer gab ihm Kraft und Freudigkeit zur Rückfahrt.

Er war früh erwacht, trotz der ungemainen Strapazen des vorigen Tages; kaum stieg die Sonne hinter den fernen Hügel im Osten empor, da stand er schon frisch und munter, angekleidet und bereit, aufzusitzen, am Fensterchen und blickte sehnsüchtigen Auges nach dem aus dichtem Grün jenseits der Straße aufsteigenden Hüttchen der Frau Gertrud hinüber.

Eine leichte Rauchsäule, die sich vom Furst erhob und allmählig in der kühlen Morgenluft zerfloß, setzte sein Einbildungsvermögen in lebhaftere Bewegung; die hemmenden Wände thaten sich vor demselben auf: er sah die Geliebte am Herd stehen, so frisch und nett und sauber, wie immer, und die kleine thätige Hand schaffte mit flinkem Eifer an der Mutter bescheidenem Morgensüppchen.

Ob nicht ihre Gedanken von der Arbeit ab auch einmal hinaus in die Weite schweiften, hinweg über Fluß und Thal und Wälder und Felder zu dem Ferngeglaukten? Ob sie sie nicht bei dem knisternden Herdfeuer auch seiner gedanken mochte, der ihr so gern, ach, so von Herzen gern den eigenen

Herd aufgerichtet und das erste heilige Feuer desselben angezündet hätte!

D gewiß, ihre Gedanken begegneten sich an diesem schönen frühen Morgen, wenn sie sich, wie nahe sie einander auch waren, doch nicht von Aug' zu Aug' sehen sollten, und —

„Halloh!“ unterbrach den Träumenden des alten Eike brummender Ruf vom Herde aus, wo er die Vorbereitungen zum Frühimbiß machte, damit sein junger Freund nicht nüchtern zu Roß steigen brauche; „halloh noch einmal! was stehst Du da und grübelst? Schau' lieber auf die Gasse hinaus, ob der Frau Bas ihr Claus nicht daherkommt mit der Morgenmilch; das Feuer brennt und ich hab' nichts zu kochen. Der Schlingel wird, Gott sei's gellagt, mit jedem Tage fauler und schläfriger!“

„Wie, Ohm,“ entgegnete Fredelin verwundert, „bekommt Ihr Eure Milch jetzt von drüben? Wo ist denn die schöne, weißbunte Ziege hin, die Euch sonst versorgte?“

„Zum Teufel!“ war des Alten lakonischer Bescheid, während er ein lebhaftes Topfgerassel in der Herdedecke vollführte.

„Wie, Ohm, doch nicht todt, das prächtige Thier?“

„Was denn sonst?“ war die mürrische Gegenfrage, die von stärkerem Gerassel und Durcheinanderwerfen von Töpfen und Kesseln begleitet war.

„Aber Ihr war't so sorglich mit dem guten Thier, schafftet ihm immer das beste Futter, die trockenste Streu und Salz, so viel es mochte, wie ist das nur möglich?“

„Nun,“ knurrte der Alte widerwillig, „weil ich vergaß, was das Sprichwort sagt: Man soll einen Narren nicht auf Eier setzen! Als ich einmal fort war von hier, hatte ich sie dem Nachbar Gangkow in Pflege gegeben, und der hat ihr das Fressen abgewöhnt. Das ist Alles.“

„O, lieber Ohm,“ entgegnete Fredelin hastig, „das war gewiß damals, als ich krank lag und Ihr mich pflegtet, und so — —“

„Halt's Maul,“ brummte der Alte, ihm ohne Weiteres in die Rede fallend, „schau' lieber hinaus, ob der Claus nicht kommt, es wird spät.“

Fredelin warf einen Blick durch die kleinen, trüben Scheiben und fuhr in demselben Augenblick mit einem Ruf höchster Ueberraschung vom Fenster zurück, während eine helle Röthe sein Gesicht überflog.

„He, nun?“ fragte der Alte verwundert und blickte den Jüngling an; „was hast Du nur? Ist 'was vorgefallen?“

„Sie kommt, Ohm,“ stotterte Fredelin verlegen heraus, „sie selbst, Richsa, kommt mit einem Töpfchen über die Straße auf die Gitterthür zu.“

„So,“ erwiderte Eike trocken. „Nun, ängstige Dich nur

nicht zu sehr, sonst kann ich sie auch draußen vor der Thür abfertigen.“

„Nein, nein, lieber Ohm,“ entgegnete der Jüngling hastig, „ich will — ich kann ja — das heißt, wenn Ihr meint — —“

„Ich meine nichts, als das wir ruhig auf unsere Milch warten und das Kind hereinkommen lassen. Der Claus wird krank liegen; er klagte schon seit ein paar Tagen über Reissen in den Gliedern.“

Inzwischen hatte das Mädchen die Gitterpforte aufgeklippt und pochte nun am Hausthor an; dasselbe öffnete sich von innen und Richja trat arglos mit den Worten in das halbdunkle Vorhaus ein:

„Ich mußte mir selber kommen, Ohm Eise — —“

Da stieß sie einen Schrei der Ueberraschung aus, denn im selbigen Augenblick fühlte sie sich von zwei Armen warm umschlungen, eine liebe, bekannte Stimme schlug an ihr Ohr und zwei heiße, sehnsuchtsvolle Lippen suchten die ihrigen.

„Halloh!“ klang die gutmüthig polternde Stimme des Alten vom Ramin her, „gebt erst die Milch her, sag' ich, sie kommt sonst noch zu Schaden bei dem Wiedersehen.“

„Hier, Ohm,“ sprach Fredelin, der mit sehr erhitzter Miene wieder in's Zimmer kam und das gefährdete Töpfchen wohlbehalten auf den der Thür zunächst stehenden Tisch niederlegte.

„Ist gut,“ knurrte der Alte mit einem humoristischen Schielblick, „besser bewahrt als beklagt.“

Fredelin eilte zurück, und nun wurde es sehr still in dem kleinen Vorhause; nur dann und wann klangen leise, wunderliche Laute von dort her, wie sie der Rabe, der eben d'ran war, einen Haufen Muschelschalen in eine Ecke des Zimmers zusammenzutragen, sich nie entsann, hier gehört zu haben. Er ließ also von seiner Arbeit ab, pußte sich in aller Geschwindigkeit mit dem Schnabel die staubige Brust und hüpfte, immer bereit, zum Rechten zu sehen, der Stubenthür zu. Sie war nur angelehnt, so drängte er sich durch, hüpfte im Vorhaus leicht auf ein umgestürztes Krautfaß und, nachdem er seine Augen an das hier herrschende Halbdunkel gewöhnt hatte, schaute er mit argwöhnischen Blicken der Scene zu, die sich ihm hier darbot.

Was zum Teufel hatten denn die Beiden hier zu suchen? Und war das Scherz oder Ernst, was sie da mit einander trieben? Wie fest hatte der große Bursche das arme Ding von Mädchen mit seinen langen Armen umschlungen, und wenn sie nur den Schnabel aufsperrte, um nach Hilfe zu rufen, so erstickte er sie fast mit dem feinen und drückte sie an sich, als wollte er sie im Leben nicht wieder loslassen. Und sie, das thörichte Ding, hatte noch obendrein ihre Hände um seinen Nacken geschlungen und blickte ihn aus ihren blauen Augen so wunderbar an, so feurig und doch so sanft, und flüsterte ihm so beweglich zu, und lehnte ihren kleinen Blondkopf so weich und gut an seine Brust, als geschäh' ihr gar nichts Böses — sonderbar, fürwahr! So hatte er seinen Alten nie mit Weibern thun sehen! Es war überaus komisch! Und der ergözte Rabe brach in ein tiefes, kollerndes, schnarrendes Lachen aus.

Erschreckt fuhren die Liebenden auseinander, da sahen sie den gesiederten Lauscher auf seiner Tonne und mußten

selbst in das Lachen mit einstimmen, während sie sich von Neuem umschlangen und Brust an Brust ruhten.

Doch nicht lange mehr. Es war Zeit zu scheiden, wenn der Mutter Richja's längere Abwesenheit nicht befremdlich auffallen sollte. Darum nur noch ein inniges, Umschlingen, ein heißer, langer Kuß, ein zärtlich geflüsterter Abschied „auf baldig Wiedersehen“, und Richja schlüpfte mit einem etwas besangenen „lebt wohl, Ohm Eise!“ zur Thür hinaus.

Der Rabe, nun endlich überzeugt, daß die Sache nicht so böß gemeint gewesen sei, wie er befürchtet, nießte herzhaft und schritt dann gravitatisch in das Zimmer zurück, wohin ihm Fredelin alsbald folgte.

„Ich habe Richja von der gestrigen Jagd erzählt,“ begann er zu dem Alten, „und wie es dem Herzoge so traurig dabei ergangen; dennoch hat sie ein seltsames Vertrauen, daß er leben und seiner schrecklichen Wunde genesen werde.“

„Seltsam?“ wiederholte der Alte, die aufwallende Milch vom Feuer hebend. „Warum seltsam? Du weißt noch nicht, was ein rechter Waldmann aushalten kann, mein Bub', und wollt' es Gott, Du müßtest es nie an Dir selber erproben! Aber der Herzog vor Allen hat eine Natur, wie ein Bär, und so ein paar Risse in den Leib verwindet er, ehe einer von den gelahrten Heilkünstlern es sich träumen läßt. Sein letztes Brod ist noch nicht gestrichen, glaub' meinem Wort, und ich möchte ein Pfund Heller wider eines Winrichen Werth setzen, daß er, bevor noch der Monat zu Ende läuft, wieder seinen Becher hebt, als sei ihm nichts geschehen.“

„Wollt' Gott, Ihr behaltet Recht, Ohm,“ seufzte der Jüngling, indem er sich zum Frühstück niederließ, „aber in Wahrheit, wer die gräßlich-klassende Wunde in der Brust und den Herzog wie todt daliegend gesehen hat, dem kommt es schwer an, sobald an Genesung zu glauben.“

„Wart' es ab,“ endete der Alte das Gespräch. „Das Heute lernt vom Morgen. Und nun lang' zu, daß Du 'was in den Kropf kriegst; Dein Weg ist der längste.“

Kurze Zeit darauf saß der Jüngling im Sattel, nahm von dem braven Alten, der ihm noch einmal mit tröstlichen Zusicherungen das Herz stärkte, den dankbarsten Abschied und ritt mit einem letzten sehnsüchtigen Blick nach dem Hüttlein der Geliebten in den frischen, wonnigen Morgen hinein.

Bersenkt in liebliche Erinnerungen an das unverhoffte Glück dieses Morgens achtete der Jüngling kaum des langen und ermüdenden Weges und ließ eine Meile nach der andern hinter sich; die Sonne stand noch hoch am lichtblauen Sommerhimmel, als er in Ufermünde einritt.

Hier empfingen ihn ernste, sorgenvolle Mienen; auf jedem Antlitz lag die Spannung ängstlicher Erwartung ausgeprägt und selbst in den den fürstlichen Gemächern fernliegenden Theilen des Hauses schlich man auf den Behen dahin, wagte man nur flüsternd zu sprechen; die berufenen fremden Aerzte, ihrer fünf an der Zahl, waren kurz nacheinander angelangt und hielten eben, nach geschעהener sorgfältiger Untersuchung des Leidenden, in dem Tafelzimmer des Herzogs eine entscheidende Berathung, zu der man auch den alten würdigen Chirurgus des Ortes zugezogen hatte.

Fredelin, dem die fröhliche Zuversicht des alten Eise vor der allgemeinen Bangigkeit längst wieder entschwunden

war, wartete, bis der freundliche Alte langsam und bedächtig die Hochstiege herabkam, und trat ihn im Borderhause ernst und bescheiden mit der Frage nach des Herzogs Befinden an.

Der alte Herr blieb stehen und sah den Jüngling wohlwollend an.

„Si, sieh' da,“ sprach er lächelnd, indem er den Kopf ein wenig auf die Seite neigte, „sieh' da, das ist ja unser fürtrefflicher junger Waidmann, so uns alten Chirurgen gelegentlich in's Handwerk pfuscht. Nun, nun, Noth ist unser aller Meister und lehrt viele Künste! Doch Ihr wolltet von Seiner Gnaden dem Herrn Herzog wissen? Thätet freilich besser, Eure Frage an die hochgelahrten Herren dort oben im Saal zu richten, doch da Ihr Euch nun einmal an meine Wenigkeit gewendet, so mag ich wohl sagen, was ich denke, und will versuchen, es dergestalt zu richten, daß ich Euch nicht das Herz schwer mache. Sehet, fürstliche Gnaden sind schwer wund, todtwund, möchte man sagen, und unsere Hilfe ist gleich nichts zu achten, so nicht ein Höherer mit Hand anlegt. Und diese Hilfe, mein trefflicher junger Freund, wollen wir getrost erharren. Lebt wohl!“

Mit diesen Worten nickte der alte würdige Herr, dem eine Thräne im Auge schimmerte, dem Jüngling herzlich zu, grüßte mit einem Lüften des altmodischen Hütehens und schritt langsam und würdevoll den Schloßhof hinab, der Stadt zu.

Fredelin blieb in tiefen und schmerzlichen Gedanken zurück; wie bebten die Worte des alten Wundarztes so erschütternd in seiner Seele nach! Vor den Menschen unheilbar! Rettungslos dem Tode verfallen, wenn nicht Gott sich seiner in Gnaden erbarme: welsch ein Gedanke für das treue und anhängliche Herz des Jünglings, wie niederschmetternd auch für die Wünsche und Hoffnungen, die unter dem Einflusse der Geliebten, unter dem Zureden des guten alten Eise Segeband leise und unvermerkt in ihm aufgestiegen waren!

Schwerbedrückt und voll banger, schmerzlicher Ahnungen wanderte der Jüngling, an den in der Verwirrung dieser Tage Niemand Ansprüche erhob, ruhelos in Feld und Wald umher. Vergebens lockte ihn die Jagd mit allen ihren Reizen; sein belastetes Gemüth hatte alle Empfänglichkeit dafür verloren. Mit fieberhafter Erwartung kehrte er erst spät am Abend heim zum Schloß und nahm die Nachricht vom Ergehen des kranken Fürsten von den Lippen der Genossen entgegen, die daheim geblieben und der Ruhe gepflogen hatten. Ach, die Nachrichten lauteten traurig und immer geringer wurden die Hoffnungen der Aerzte auf Besserung, auf Genesung.

„Wenn sein Gemüth nur freier wäre, wenn er nur ein leichtes, friedliches Herz hätte und fromme Zuversicht auf die Hilfe des großen Arztes dort oben,“ seufzte der alte Chirurgus schmerzlich, „es könnte noch Alles gut werden! So aber drückt eine Bergeslast auf seiner Seele und macht alle unsere Mühen zunicht. Zuerst rast' er Tag für Tag wie ein Tobfächtiger und sah überall schreckende Gestalten vor sich aufsteigen, die ihm nach dem Leben trachteten; jetzt liegt er seit Tagen in dumpfer Versunkenheit da, isst nicht, trinkt nicht, nimmt keine Arznei und wehrt allen unseren Bemühungen um seine Wunden. Ihm liegt am Leben nichts mehr und so wird er sterben, mögen wir thun, was wir wollen. Die alte Kraft ist fort; ein zwiefach gebrochener Mann geht er

dahin und nimmt die Hoffnung, die Freiheit und das Glück des Landes mit sich in die Gruft.“

Der Alte schwieg und wischte sich die Augen, drückte dem armen Fredelin warm die Hand und verließ das Schloß. Nach dieser Aeußerung mußte fast jede Hoffnung aufgegeben werden, und der unglückliche Jüngling that es seinerseits mit fast vergehendem Herzen, mit allen Träumen von Glück für sich und Richsa traurig abschließend.

So war die Lage der Dinge auf Schloß Ueckermünde etwa sechs Tage nach der unheilvollen Jagd, als um die Mittagszeit eines schönen sonnenklaren Tages auf dem stillen Schloßhofe ein ungewöhnliches Getöse von heranrollenden Wagen und trabenden Rosseshufen vernommen wurde, das bald das ganze Dienstpersonal vor das Portal lockte.

Als der Haushofmeister unter der Thür erschien, um sich nach der Ursache des ungewöhnlichen Lärmens zu erkundigen, hielten zwei mächtige sechsspännige Reifewagen vor den Stufen, Heibucken vorn auf dem Bock und hinten auf dem Trittbret, ein Page auf der Achse des Wagens schwebend und mühsam seinen Platz behauptend, innerhalb des Gefährts je zwei prachtwoll gekleidete, ernst blickende Männer. Hinter ihnen folgten zwei mit rothen Decken überhängte Pack- und Kammerwagen, von Reitern umgeben; gewaffnete Reiter, Drommeter und Heerpauker machten den Beschluß des stattlichen Zuges.

Der Haushofmeister trat ehrfurchtsvoll an den Schlag des ersten Wagens und empfing durch den abspringenden Leibpagen die Mittheilung, daß eine außerordentliche Gesandtschaft Ihrer churfürstlichen Durchlaucht von Brandenburg am hiesigen fürstlichen Hoflager erschienen sei, um ein eigenhändiges Kondolenzschreiben ihres gnädigsten Herrn zu überreichen, dahero sie das Ansuchen stelle, bei wählender Krankheit Seiner Gnaden des Herzogs Dero erstem Beamten und Rath, so etwa anwesend sein möge, ihr Erscheinen gebührend zu vermelden.

Der Haushofmeister verneigte sich dreimal tief gegen den Wagenschlag und eilte dann die Stiegen hinauf in das Tafelzimmer, wo die fremden Aerzte nach einem Besuch im Krankenzimmer versammelt waren und mit den herzoglichen Räten ernstliche Unterredungen pflogen.

Die Botschaft des Haushofmeisters wirkte eigenthümlich auf die Versammlung; ein Gedanke schien Alle zu beseelen, und Herr Werner von der Schulenburg gab demselben Worte, indem er triumphirend ausrief:

„Ich glaube, meine Herren, wir haben, was wir brauchen! Wenn irgend etwas im Stande ist, den Herzog aus seiner Versunkenheit aufzurütteln, so ist es das Erscheinen dieser Gesandtschaft, und ich denke, wir zögern keinen Augenblick, das Heilmittel in Anwendung zu bringen.“

Die Versammelten erhoben sich und stimmten lebhaft zu. Es war Niemandem zweifelhaft, daß die Brandenburger Räte in Eile herangezogen kamen, um für alle Fälle bereit zu sein; ja, man durfte annehmen, daß das verschlimmernde Gerücht den Herzog schon todt oder doch sterbend gemeldet und so ihr Kommen beschleunigt hatte, eine Erwägung, die sich zuverlässig auch dem Herzog aufdrängen und ihn zum Zusammenraffen aller Kräfte vermögen würde, um aus dem

Antlitz der fürstlichen Rätthe die triumphirende Miene glücklicher Erben zu verbannen.

In wiederbelebter Hoffnung traten die Aerzte sofort zu angelegentlicher Berathung zusammen, während Herr Werner mit den übrigen Rätthen und hohen Beamten, soviel ihrer zur Stelle waren, hinabeilte, die Gesandtschaft in aller Form zu empfangen und sie in die für den Herzog Magnus bereiteten Zimmer zu geleiten, die, da der Mecklenburger Fürst, durch einen Eilboten von dem geschehenen Unglück benachrichtigt, seinen Besuch bis auf die Genesung des Pommernherzogs verschoben hatte, wohl ausgestattet zu anderweitiger Verfügung standen.

Von hier sah man den Hauptmann nicht gar lange darauf mit gerötheten Wangen und blitzenden Augen wieder hervorkommen und hastig die Gallerie hinab zu des Herzogs Gemächern schreiten. Dort trat er ohne Bögern in's Vorzimmer ein und, die Ehrfurchtsbezeugungen der wachhabenden Kämmerlinge kaum beachtend, gebot er ihnen, das Zimmer zu verlassen, bis er sie rufen würde.

Als die Thür hinter den Gehorchenden zugefallen war, strich sich Herr Werner tief aufathmend das Haar aus dem Gesicht und glättete seine für gewöhnlich finstere und herrische Miene zu einiger Milde und dem Ausdruck der Ergebenheit; dann trat er in das Schlafgemach des Fürsten ein.

Herzog Bogislaff lag auf einem von den Aerzten sorglich konstruirten, niedrigen Lager, sehr bleich und durch den struppig wuchernden Bart und das ungeschlichtete Haar, das ihm Haupt und Hals wie die Mähne eines Löwen umflog, furchtbar wüßt aussehend. Die Augen hatte er geschlossen, die Hände lagen matt auf der Bettdecke.

Als der Hauptmann näher zum Bett trat und einen schweren Sessel beiseit rückte, schlug der Herzog die Augen auf und ließ sie einen Augenblick träumerisch auf der Gestalt seines vertrauten Rathes ruhen, dann schloß er sie wieder, ohne zu reden, ohne sich zu bewegen, das Bild vollkommenster Apathie.

Geschmeidig bog sich Herr Werner zu dem Daliegenden hinab.

„Ist mein gnädigster Herr durch das Getöse von heranziehenden Wagen und Reifigen im Schlafe gestört worden?“

Eine kurze Pause, dann brachte der Herzog, wie es schien, nicht ohne Anstrengung, ein kurzes, schwaches „Nein!“ hervor, und das vorige Schweigen trat ein.

Doch Herr Werner ließ sich nicht sobald abschrecken, er fragte daher weiter:

„Gefällt es meinem gnädigen Herrn, von den angekommenen Fremden und deren hohen Aufträgen zu hören?“

Der Herzog antwortete nicht gleich, und so fuhr Herr Werner nach kurzem Bögern fort:

„Oder die Briefe in Empfang zu nehmen, die sie von ihrem Herrn zu überbringen angewiesen sind?“

Er hielt inne.

Der Herzog raffte seine Gedanken mit Anstrengung zusammen und erwiderte:

„Von wem sprichst Du, Werner?“

„Von der Gesandtschaft, die eben in prunkvollem Aufzuge mit so viel Lärm in den Schloßhof gezogen kam.“

„Gesandtschaft?“ entgegnete der Herzog mit etwas gesteigerter Theilnahme, „von wo?“

„Von Brandenburg,“ antwortete Herr Werner mit einem Anflug von Lächeln, das seinen harten und scharfen Zügen überaus häßlich stand.

„Von Brandenburg,“ wiederholte der Herzog mechanisch, und sein Blick schien wie in sich gefehrt; dann nach einer kleinen Pause, während er mit heftigen Gedanken zu ringen schien, stieß er kurz und hastig hervor:

„Was wollen sie?“

„Briefe von ihrem churfürstlichen Herrn übergeben und Bezeugungen des großen Schmerzes thun, den selbiger über Euer Gnaden bösen Unfall empfunden.“

„Den großen Schmerz!“ wiederholte der Herzog, und sein Blick belebte sich mehr und mehr. „Fürwahr, wir wissen, wie groß der etwa ist. Wie, Werner?“

„Gewiß, mein gnädigster Herr; auch verplauderte sich der von Wartenberg, da ich schärfer mit Fragen in sie drang, sie seien froh, daß sie sich die Briefe für alle Fälle hätten mitgeben lassen, wenn sie gleichwohl gemeint, selbige nicht mehr gebrauchen zu dürfen.“

„Nicht mehr, warum nicht mehr, Werner?“ stieß Herzog Bogislaff, halb aufgerichtet, hervor, und etwas von dem alten Feuer vergangener Tage flackerte in seinen Augen auf.

„Nun, um es kurz zu sagen,“ sprach der Hauptmann, und sein Auge ruhte forschend auf dem Antlitz des Fürsten, „am Hofe zu Berlin rechnete man darauf, daß die Botschafter Euch nicht mehr lebend antreffen würden, und scheint sie gleich mit allen Vollmachten zur Uebernahme der Erbschaft versehen zu haben.“

Herzog Bogislaff war in die Kissen seines Lagers zurückgesunken und athmete schwer. Stille herrschte im Gemach; es war ein kritischer Moment von furchtbarer Schwere, der selbst des harten Intriguanten Wangen mit fahler Blässe überhauchte. Das Geschick des Landes hing an einem Faden. —

Da richtete sich der kranke Herzog mühsam, aber fest, wie ein wunder Löwe beim Nahen der Feinde, von seinem Rohrlager, aus den Kissen empor und, ein Stöhnen unsägliches Schmerzes im Entstehen unterdrückend, sprach er kurz und rauh:

„Gieb mir den Spiegel, Werner.“

## Flaudereien am Kamin.

### Ein chinesisches Festmahl.

Die Nahrung der Chinesen ist für gewöhnlich sehr einfach. Sie besteht meist aus Fischen und Vegetabilien, vornehmlich aus Reispeisen, die stark mit Zwiebeln und Knoblauch, mit altem, ranzigem Del und Fett angefetzt, dennoch aber von Hoch und Niedrig gern gegessen werden. Fleischspeisen werden dagegen in den niederen Ständen selten, in den höheren häufiger, aber auch nicht täglich verzehrt. Essen aber die Chinesen Fleisch, so ist ihnen das Thier, von dem dasselbe genommen, da sie den Ekel nicht kennen, vollständig gleichgiltig. Deshalb hängen auch in den Fleischläden die verschiedensten Thiere zum öffentlichen Verkauf bunt durcheinander. Der Anblick eines solchen Ladens erscheint dem Europäer, je nach seinem Temperament, urkomisch und entsetzlich abschreckend. Da sehen wir neben dem sauber ausgeschlachteten Rinde fette Kälber, gut gemästete Schweine, die mit jungen Hunden, Affen und Schlangen, mit Katzen, mit frischen und geräucherten Ratten und Mäusen seltsam gruppiert sind. Auch an Privathäusern erblicken wir während des Sommers an Thüren und Fenstern quirlandenartig die Ratten schockweise an Bindfäden zum Trocknen, als Leckerbissen für den Winter, aufgereiht. Ja, die gemeinen, insbesondere die armen Wasserchinesen, die mit ihren Familien Jahr ein Jahr aus auf ihren feuchten Flößen leben und sterben, die Hetären niederer Art, die nicht in den prächtigen Blumen Schiffen und Pavillons, wie ihre feineren Schwestern, sondern auf gewöhnlichen Barken und Spelunken verkehren, essen sogar mit Wohlgefallen das Fleisch kranker und gefallener Thiere, sowie den Abhub, welchen die Dampf- und Segelschiffe vom Verdeck und aus den Luken unwillig entfernen.

So einfach der chinesische Tisch für den häuslichen Gebrauch gewöhnlich gedeckt ist, wo die Frauen des Hauses mit den Töchtern und die Männer mit den Söhnen in gesonderten Räumen allein und mäßig speisen, so üppig und verschwenderisch geht es an Fest- und Feiertagen und auf großen Geschäfts- und Zweckessen zu, besonders wenn, wie dies in neuerer Zeit öfter der Fall, die alte chinesische Schranke durchbrochen und wohltempfohlene, vornehme Europäer vom chinesischen Wirth als Gäste geladen sind. Bei solcher Gelegenheit will sich der reiche, sonst sparsame Chinese als Nobleman zeigen, dann wird eine Ausnahme von der Regel gemacht. Es werden sogar die chinesischen Damen, die nach der Landessitte nie einen Fremden empfangen dürfen, aus dem einsamen, abgelegenen Frauengemach in die Gesellschaft gerufen. Sie nehmen am Mahle, welches im festlich decorirten Saale meist an mehreren kleinen Tischen, wo überreichlich servirt ist, theil, und die Hausfrau hält es für die höchste Ehre, wenn ihr der artige Fremde die größten und besten Leckerbissen in den oft recht zierlichen, aber durch die schwarzlackirten Zähne widerlich entstellten Mund steckt. Dem Gast wird sodann die gleiche Ehre zu theil! Vater und Mutter, Söhne und Töchter bemühen sich, ihm förmliche Klöße in den Mund zu stecken, an denen er ersticken kann. In dieser absonderlichen Weise nöthigt der Chinese seine Gäste. Je größer der Bissen und je öfter er gereicht wird, um so größer die Ehre für den Gast und den Gastgeber.

So ein chinesisches Diner ist eine förmliche Tortur für einen europäischen Magen. Abgesehen davon, daß der Chinese den haut göut über Alles liebt, bedient er sich auch, da die Butter unbekannt, gerade bei solchen feierlichen Gelegenheiten zur Erhöhung des Geschmacks des alten Fettes, des ranzigen Oeles und der beliebten Zwiebel, vor Allem aber des bei allen Orientalen sehr geschätzten, picanten Knoblauchs. Aber nun werden in un-

geheuren Schüsseln 36 bis 40 Gänge aufgetragen, unter denen die chinesischen Leibgerichte: Ratten-, Affen-, Katzenbraten, ragout fin von Raupen, Mäusen und Regenwürmern, gebratene und geröstete Schnecken und Schlangen, hartgesottene überriechende Eier, die bereits, um die rechte Würze zu empfangen, zwei bis drei Jahre in der feuchten Erde vergraben gelegen, nie fehlen. Eier und Eierpeisen sind in China sehr beliebt, vornehmlich aber werden solche Eier genossen, die bereits stark angebrütet sind und in denen die jungen Hühner, Enten, Gänse, Tauben und Puten dem Auskriechen nahe waren. Diese Eier werden gekocht und gelten als die feinsten Leckerbissen. Man kann sich den widerlichen Anblick vorstellen, den so ein mageres, halb besiedertes, unausgebildetes Küchlein gewährt, des weichlichen Geschmacks gar nicht zu gedenken.

Den Schluß eines solchen Riesendiners bilden die fettesten Kuchen, die schwersten Back-, die feinsten Zuckertwerke, in deren Anfertigung die Chinesen Meister sind.

Da die Chinesen keine Messer und Gabeln besitzen, so kommen alle Speisen, vornehmlich die Fleischspeisen, in kleine Würfel zerlegt auf den Tisch und werden von den Affiaten mit zwei zierlichen, neun Zoll langen Ebenholz- oder Hornstäbchen, deren sie sich sehr graciös zu bedienen wissen, geschickt zu Munde geführt. Hier ist so mancher harmlose Europäer, der der Sprache und Sitte fremd, neben der düstigen Mehlspeise zerstückelte Mäuse, Ratten, Katzen, Hunde, Affen und Schlangen, ohne von diesen Leckerbissen eine Ahnung zu haben.

„N. N. B.“

### Frauen-Politik.

Eine in der Pariser Gesellschaft wohlbekannte Dame hat ihren Gatten in eigenthümlicher Weise von nächtlichem Ausbleiben curirt. Sie ließ ihm folgenden anonymen Brief durch einen vertrauten Freund schreiben: „Memme! Wir haben gehört, wie Sie über die Commune und die Republikaner gesprochen. Wir wollen uns von einem Subjecte, wie Sie sind, nicht ungestraft insultiren lassen. Und obgleich wir bis Abends bei der Arbeit sind, wird Sie unsere Rache doch bei ihren Ausgängen nach Einbruch der Nacht zu finden wissen. Es lebe die Republik! Ein Arbeiter.“ — Der Gatte erwähnte gegen seine Frau nichts von dem Briefe, aber er hütete sich seither, Abends auszugehen; er amüsirte durch seine Gesellschaft seine politische Frau.

Ein Soldat der aus dem Kriege gekommen war, rühmte sich mancher vollbrachten Heldenthat und that sich besonders viel darauf zu Gute, daß er gleich in der ersten Schlacht einem Feinde beide Beine abgehauen habe. Zufällig fragte ihn ein loser Vogel, warum er denn nicht lieber ihm an den Kopf gegangen sei, da dies doch den Tod sicherer und schneller herbeiführe — und was erhielt er zur Antwort? — „Ja, freilich wohl; aber der Kopf, der war schon abgehauen!“

Ein reicher Dummkopf hatte gehört, daß die Raben über zweihundert Jahre leben sollen. Da er dies nicht glaubte, kaufte er einen, um — durch eigene Erfahrung sich von der Wahrheit zu überzeugen.